

ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Sommer 2022

J. ROZEK
Allenstein
Telf: 3223

Kristall, Porzellan,
Kunstgewerbe



Gastwirtschaftsartikel,
Haus-Küchengeräte

Verkaufsstelle der bekannten
100 jährigen



KPM
Porzellane

ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 273

2022

Inhalt

Vorwort	3
Die Vertreibung der Salzburger Protestanten	4
Die eigentlichen Lehrmeister	7
Maifest	11
Allenstein war eine frohe Stadt	12
Die litauische Hochzeit	15
Wie ich als 15-Jähriger das Kriegsende in Allenstein erlebte - unter russischer und polnischer Besatzung	18
Die Worte des Glaubens	29
Dank an die Allensteiner	30
Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung eröffnet	35
Rundgang durch das Dokumentationszentrum	37
Wanderungen durch das Ermland	44
40 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen	48
Abschied von meinem Vater	51
Die Ergebnisse der CELLO-Studie	54
Berichte aus Allenstein	58
Neue Studiengänge der Allensteiner Universität	58
Die „Galgen“ sollen entfernt werden	60
Ein Park als Erinnerungsort	61
Bücher für die AGDM	62
Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit	62
Aus unserer Allensteiner Familie	63
Wir gratulieren	63
Wir gedenken	64

Verschiedenes	65
Programm 65. Jahrestreffen	65
An unsere Mitglieder	66
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	67
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	68
Das Oberland - eine verschwundene Landschaft	69
Hinweise der Redaktion	72
Vordruck für Familienanzeigen	73
Bücherecke	75
Allenstein heute - zwischen Tag und Traum	75
Allenstein - wie es einmal war	76
Allenstein - Stadt unserer Jugend	77
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	79
Impressum	80

Titelbild:	Gemälde des Allensteiner Schlosses von St. Jaworski, gestiftet von dem Allensteiner Hartmut Schubert, dessen Eltern das Bild auf der Flucht mitnahmen
Vordere Innenseite:	A. Rozek - wo man in Allenstein Porzellan der Königlichen Preußischen Manufaktur kaufen konnte
Hintere Innenseite:	Jahrestreffen der Ostpreußen 2022
Rückseite:	Stadtpanorama hinter dem Okullsee bei Sonnenaufgang

Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

die Bilder aus dem Krieg in der Ukraine haben viele von uns schmerzlich an das eigene Schicksal vor 77 Jahren erinnert. Die Ähnlichkeit dieser Bilder mit den Ereignissen, die Hans Puschmann als 15-jähriger unter russischer Besatzung in Allenstein erlebte und in diesem Heft beschreibt, sind erschreckend. Auch die brutale Gewalt und die sinnlose Zerstörung durch die russischen Truppen, die in unserer Heimatstadt wüteten, erkennen wir wieder. Bemerkenswert sind das Mitgefühl der Öffentlichkeit und der Medien mit dem Schicksal der ukrainischen Bevölkerung und die Hilfsbereitschaft gegenüber den Geflüchteten; die vertriebenen und geflüchteten Ostpreußen hätten sich Vergleichbares gewünscht.

Die Auswirkungen des Krieges sind auch bei uns spürbar, nicht nur bei den Preisen für Energie und als Treiber der Inflation. Wir müssen uns eingestehen, dass wir in der trügerischen Hoffnung, so etwas in Europa nie mehr erleben zu müssen, nicht nur unsere äußere Sicherheit vernachlässigt haben. Wir haben auch manche Entwicklungen in der Welt um uns ignoriert und werden uns, um Freiheit und Wohlstand für uns und unsere Kinder zu erhalten, in vieler Hinsicht neu orientieren müssen.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich viel Freude an diesem Heimatbrief und trotz der vorhandenen Unsicherheiten eine angenehme Sommerzeit. Ich hoffe, dass wir uns in diesem Jahr in Gelsenkirchen wiedersehen und am 17. September 2022 endlich unser 65. Jahrestreffen genießen können.

Ihr



Gottfried Hufenbach

Die Vertreibung der Salzburger Protestanten

Von Stefan Schütt

Es ist Mittwoch, der 31. Oktober 1731. Die evangelische Christenheit erinnert sich wie alljährlich eines Ereignisses, das mittlerweile 214 Jahre zurückliegt: Martin Luthers Anschlag der 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg, der Beginn der Reformation.

An diesem Tag macht sich Erzbischof Leopold Anton Eleuthius von Firmian auf seiner Festung Hohensalzburg daran, ein Papier zu unterschreiben und zu besiegeln, das für die evangelischen Christen seines Fürstbistums schlimme Folgen haben sollte, das sogenannte Emigrationspatent.

Seit vier Jahren ist Firmian Landesherr, und vom ersten Tag seiner Herrschaft an hat er sich nur ein Ziel gesetzt: in radikaler Auslegung des Augsburger Religionsfriedens von 1555 nach dem Grundsatz „cuius regio, eius religio“ (der Landesherr bestimmt die Konfession der Untertanen) dem „Ketzerium“ im Lande den Garaus zu machen. Die mit seiner Unterschrift aufgelöste Vertreibung der Lutheraner aus dem Salzburger Land sollte im Europa des 18. Jahrhunderts Aufsehen erregen und Wellen schlagen wie kein anderes von der christlichen Religion ausgehendes Ereignis.

Schon sehr früh hatten die Gedanken Martin Luthers auch im Salzburger Land Anhänger gefunden. Lutherische Wanderprediger gründeten in den Tälern zwischen dem Steinernen Meer und den Tauern evangelische Gemeinden. Luthers Schriften und Gebetsbücher taten ihr Übriges zur Ausbreitung

des Protestantismus in dem katholischen Fürstbistum. Von Anfang an versuchten die Salzburger Kirchenfürsten, der Reformation Einhalt zu gebieten. Der Besitz protestantischer Bücher wurde verfolgt, evangelisch gesinnte Priester wurden des Landes verwiesen, ungehorsamen Predigern drohte gar die Todesstrafe.

Bis Mitte des 17. Jahrhunderts wurde der evangelische Glaube im Salzburger Land im Grunde jedoch stillschweigend geduldet. Das änderte sich erstmals einschneidend unter Erzbischof Max Gandolf von Kuenburg (1668-1687). Er ließ Ende 1684 von den Kanzeln verkünden, dass diejenigen, die nicht bereit wären, den katholischen Glauben anzunehmen, ihr Land verlassen müssten. Mitten im kalten Winter wurden daraufhin fast 1000 Protestanten aus dem damals zum Fürstbistum gehörenden Defregertal vertrieben. Ihre Kinder unter 15 Jahren mussten sie dabei zurücklassen. Es sollte nicht die einzige Vertreibung unter Gandolf bleiben. Aber ihm gelang nicht, den Protestantismus im Land Salzburg auszumerzen.

Die Lutheraner verhielten sich von nun an vorsichtiger und besuchten die katholischen Messen. Dann aber trafen sie sich heimlich zu Andachten bei Glaubensbrüdern, die noch im unter Androhung hoher Kerkerstrafen stehenden Besitz evangelischer Bücher waren und es verstanden, die Bibel im Sinne Luthers auszulegen.

Der Amtsantritt Erzbischofs Franz Anton im Jahre 1709 brachte eine vor-

läufige Unterbrechung der Drangsalierungen und Verfolgungen. Die Protestanten konnten in den folgenden Jahren unbehelligt im Salzburger Land ihren Glauben leben. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Über 200 Jahre hatten die Salzburger Protestanten sich behaupten können. Nun aber sollten Verfolgung und Unterdrückung nicht nur wiederaufleben, sondern ein bislang nicht bekanntes Ausmaß annehmen. Diese Entwicklung war mit einem Namen verbunden: Firmian.

Am 4. Oktober 1727 war er vom Salzburger Domkapitel zum Nachfolger des verhältnismäßig toleranten Franz Anton gewählt worden. Firmian, der in Rom studiert hatte und seither enge Kontakte mit den Jesuiten pflegte, betraute bereits wenige Monate nach seinem Amtsantritt bayerische Jesuiten mit der Aufgabe, die evangelischen Bergbauern für die katholische Kirche zurückzugewinnen.

Von nun an waren Hausdurchsuchungen nach evangelischen Schriften, stundenlange Verhöre, hohe Geldbußen und schwere Kerkerstrafen wieder an der Tagesordnung. Zumeist wurden die gefangenen „Ketzer“ nach ihrer Entlassung ohne Frau und Kinder über die Grenzen des Salzburger Landes abgeschoben.

Für die Protestanten wurde die Lage immer unerträglicher. In ihrer Verzweiflung wandten sie sich am 17. Juni 1731 an den Corpus Evangelicorum, der Vertretung der evangelischen Reichsstände auf dem Regensburger Reichstag. Eine Bittschrift mit den Namen von 19.000 evangelischen Salzburgern wurde überreicht. Firmian betrachtete diese Bittschrift an den Reichstag unter Umgehung des Landesherrn als Hochverrat und

entsandte seinen Hofkanzler zu den protestantischen Bergbauern. Etwa 150 von diesen trafen sich am 13. Juli zu einer Geheimversammlung im Wirtshaus von Schwarzach im Pongau, um ihr Verhalten gegenüber dem Hofkanzler abzustimmen. Sie verfassten ein Schreiben, in dem sie Firmian in weltlichen Dingen Gehorsam versprachen, fuhren jedoch fort: „Doch was die Lehr anbelanget, die ist nit unser, sondern Gottes, und Gott sein mir einen größeren Gehorsam schuldig als den Menschen.“

Als der Hofkanzler Ende Juli nach Salzburg zurückkam, hatte er in seinem Gepäck eine Liste mit den Namen von 20.687 Personen, die sich in den Vernehmungen offen zu ihrem protestantischen Glauben bekannt hatten.

Firmian reagierte erzürnt: Er verbot jegliche Versammlung der Bauern, forderte die katholischen Untertanen auf, die Waffen bereitzuhalten, und bat auch beim österreichischen Kaiser in Wien um militärische Unterstützung. Immer mehr Menschen wurden verhaftet. Firmian ließ alle führenden Männer der protestantischen Bewegung gefesselt und geknebelt nach Salzburg bringen. Wenig später unterschrieb er das Emigrationspatent.

In dem Patent warf Firmian den evangelischen Untertanen den Versuch einer Rebellion vor. Er sehe sich gezwungen, das Übel „nunmehrö gänzlich und von der Wurtzel auß zu vertilgen“. Für diejenigen, die die Rückkehr zum katholischen Glauben nicht wählten, verkündete er die Vertreibung: Die Unangesessenen (Knechte, Mägde, Besitzlose) hatten binnen acht Tagen außerhalb der Salzburger Landesgrenzen zu sein. Den Bauern und besitzenden Bürgern

gab er je nach Steueraufkommen eine Frist von ein bis drei Monaten. Ein glatter Rechtsbruch, denn die Bestimmungen des Westfälischen Friedens von 1648 sahen für einen solchen Fall eine Frist von drei Jahren bis zum Verlassen der Heimat vor.

Doch weder Proteste des Regensburger Reichstages noch Vorbehalte des Kaisers nutzten etwas. Firmian bekräftigte: „Das Patent muss mit allen Mitteln vollzogen werden, es gehe, wie es wolle; leide daran, wer leiden mag; keine Gnade, noch Milde, ganz gleich ob es Leben, Blut, Geld kostet, was auch immer.“

So geschah es: Wenige Tage, nachdem das Patent am 11. November 1731 von den Kanzeln verkündet worden war, begann das Militär mit der Austreibung. Bereits Ende November waren über 1.000 Unangesessene bei Schnee und klirrender Kälte auf dem Weg zur bayerischen Grenze.

Im Februar kam die entscheidende Wende im Schicksal der Salzburger Protestanten. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I., der Siedler für seine Ostgebiete benötigte, erklärte sich bereit, die Glaubensflüchtlinge aufzunehmen und im nördlichen Ostpreußen anzusiedeln. Die meisten der 21.000 vertriebenen Salzburger brachen – zu Fuß, versteht sich – gen Ostpreußen auf. Etlliche überlebten den Gewaltmarsch nicht. Etwa 17.000 jedoch fanden insbesondere im Raum von Gumbinnen und Johannisburg eine neue Heimat. Andere blieben in Süddeutschland, gingen in die Niederlande oder wanderten nach Amerika aus.

Fünf Jahre nach seiner Wahl zum Erzbischof hatte Firmian sein Ziel erreicht: Salzburg war wieder rein katholisch. Durch seinen Akt glaubensbekennerischer Flurbereinigung war das Fürstentum um über 20.000 Menschen ärmer. Viele Bauernhöfe waren verwaist. Die Vertreibung leitete den Niedergang der Erzdiözese Salzburg ein. Salzburg blieb rein katholisch, bis es 1816 zu Österreich kam, wo das von Kaiser Joseph II. (1765-1790) erlassene Toleranzedikt galt.

Heute gehören wieder etwa 20.000 Salzburger dem evangelischen Glauben an. Das Verhältnis zwischen den Konfessionen ist inzwischen von dem gemeinsamen Bemühen bestimmt, Trennendes zu überwinden.

Die Nachfahren der Salzburger Emigranten, die heute ihr Zentrum in Bielefeld haben, konnten schon 1966 versöhnende Worte vernehmen. Damals bat der amtierende Erzbischof Andreas Rohrer für das große Leid, das sein Vorgänger Firmian in den Jahren 1731/32 den Salzburger Protestanten durch die Landesverweisung zugefügt hatte, „die evangelischen Brüder um Verzeihung“.

Im Rahmen seines Pastoralbesuches nahm Papst Johannes Paul II. im Juni 1988 an einem großen ökumenischen Gottesdienst in Salzburg teil, in dem er an die unrechtmäßige Vertreibung erinnerte.

Auch seine Worte haben ein breites Fundament geschaffen für das weitere Wirken in ökumenischem Geist – nicht nur im Salzburger Land.

Die eigentlichen Lehrmeister

Von Marion Gräfin Dönhoff

Wenn ich an zu Hause denke, steht im Vordergrund der Eindruck einer gewachsenen Gemeinschaft, wobei wir Kinder zweifellos eine gewisse Rolle spielten, denn wir waren so etwas wie ein Kugelgelenk zwischen oben und unten. Als ich eingesehnet wurde, was in der Vorstellung der meisten Leute gleichzusetzen ist mit „ins Leben treten“, sagte Kutscher Grenda zu meiner Mutter: „Na, Exzellenz, nun haben wir sie alle durch, und ich denke, wir können ganz zufrieden sein.“

Über Grenda und einige der anderen herausragenden Persönlichkeiten unserer näheren Umgebung, die großen erzieherischen Einfluss auf mich hatten, muss ich hier etwas eingehender berichten. Grenda wurde von den Stalljungen und auch von uns Kindern „der Ober“ genannt. Er war aber auch ohne jede Frage eine Autorität – zumindest regierte er auf eine höchst autoritäre Weise, an deren Berechtigung ihm wohl nie ein Zweifel kam. Wahrscheinlich war er als junger Soldat Feldwebel in seiner Einheit gewesen, jedenfalls glaubte er an das Militär als die einzig bewährte Erziehungsanstalt. „Der muss jetzt erst mal zum Kommiss, damit die'n Menschen aus ihm machen“, pflegte er über seine Stalljungen zu sagen. Und dafür leistete er dann die in seinen Augen notwendige Vorarbeit.

Mit uns sprang er nicht viel anders um. Wenn es ihm aus irgendeinem Grunde nicht passte oder er auch nur seine Macht zeigen wollte, erklärte er: „Heute wird nicht geritten – ihr habt gestern

wieder so gejagt, dass der Rappe ganz schwitzig war, der hustet jetzt.“

„Aber der Fuchs...“, wandte man ein. „Der Fuchs geht ganz klamm, der darf heute auch nicht raus.“ Glücklicherweise hatte aber auch „der Ober“ eine Schwäche; er rauchte gern gute Zigarren. Wenn wir ganz sicher sein wollten, auf keine Einwände zu stoßen, klauten wir zu Haus Zigarren und brachten sie ihm – das hatte stets einen entwaffnenden Effekt.

Und auf noch etwas anderes war Verlass: Grenda war immer auf unserer Seite. Wenn der Hauslehrer oder eine Erzieherin uns suchte, weil wir längst hätten Schularbeiten machen müssen, und Grenda sie kommen sah, schloss er uns schnell in der Sattelkammer ein und schwor Stein und Bein, bei ihm sei niemand gewesen. Die Sattelkammer war übrigens ein Schmuckstück. Es duftete nach frisch gewienertem Leder, und die Schnallen glitzerten wie auf Hochglanz poliertes Silber. Am Sonntag war der ganze Stall – der Kutschstall, die Arbeitspferde standen auf dem Hof – eine einzige Augenweide. Es gab zwei Boxen für Ponys, zwei für Stuten mit Fohlen und acht Stände, in denen die Fahr- und Reitpferde nebeneinander aufgereiht standen. Am Sonntag wurde jeder dieser Stände mit weißen gekreuzten Riemen quasi verschlossen; davor lag eine geflochtene Strohmatte, die von einer roten Schnur durchzogen war. Unsere große Passion war es, Pferde zu putzen. Das wollte gelernt sein. Mit ausgestrecktem Arm, in großer aus-

holender Geste, wurde die Kardätsche geschwungen und dann mit dem gleichen Schwung die Bürste am Striegel abgestrichen. Schwierig war es freilich, an der Stelle, wo sonntags die Strohmatte lagen, zwölf etwa zwanzig Zentimeter lange Stricke von dem Staub, den man zusammengebürstet hatte, anzulegen – das aber verlangte „der Ober“, wenn wir ernst genommen werden wollten.

Auf solche Weise habe ich vieles gelernt: Beim Chauffeur Vergaser auseinandernehmen, in der Tischlerei hobeln und fugen; wahrscheinlich steckte dahinter der Ehrgeiz zu beweisen, dass man als Schlossbewohner genauso tauglich war wie die anderen auch.

Im Osten konnte übrigens jedermann sich mit jedem Handwerk zurechtfinden; ein bisschen Mauern, Tischlern, Klempnern konnte jeder auf dem Lande. Ein bei uns besonders beliebter Handwerker war der Tischler, Meister Klein. Bei ihm lernten die Brüder sachgemäß mit Holz umzugehen, am Schluss konnten sie sogar Fenster anfertigen. Die Bohrmaschine durfte ich nicht anfassen, ich war zu klein; aber einfache Bretter hobeln, das konnte ich auch. Als Meister Klein alt war und nicht mehr mit schwerem Holz hantieren konnte, wurde ihm eine besondere Pflicht anvertraut: Er musste jeden Morgen die Standuhren in den verschiedenen Zimmern im Schloss aufziehen.

In einem so großen Haus gab es alle möglichen Verrichtungen, mit denen einer, der sich verdient gemacht und außerdem das Vertrauen der Umwelt erworben hatte, betraut wurde. So war es Webers Aufgabe, in einem großen Korb, den er sich auf den Rücken hängte, Holz für die Öfen im Haus zu

verteilen. Es gab, als ich Kind war, noch keine Zentralheizung, sondern nur in jedem Zimmer Öfen und Kamine. Unvergesslich das erste Geräusch, das man am Morgen beim Wachwerden wahrnahm: Webers schwere Schritte auf der Treppe.

Seine Frau betreute das an einem Teich gelegene Waschhaus, in dem alle vierzehn Tage mehrere Kubikmeter Wäsche gewaschen und dann in einem riesigen Trockenschuppen zum Trocknen aufgehängt wurden. Zur Bewältigung dieser Arbeit wurden jedes Mal sechs bis acht Frauen aus dem Dorf geholt, die unter großem Geschnatter in gewaltigen Bottichen die Laken und Handtücher wuschen. Der nächste Arbeitsgang wurde dann im Schloss vorgenommen; dort stand in der Plättstube ein riesiger Apparat, in dem von Feldsteinen beschwert und durch ein großes Schwungrad bewegt, das ich gelegentlich drehen durfte, Rollen hin und her über Laken strichen und sie glätteten. Auch Plätten lernte ich unter der Ägide der Mädchen, deren Gesänge bei dieser Gelegenheit durch das Souterrain des Hauses tönten und mich immer wieder anlockten. Besonders die sentimentalsten Lieder wie „Am Holderstrauch“ hatten es mir angetan.

Auch die Mädchen waren meist auf unserer Seite. Wenn die Strafe „ohne Abendbrot ins Bett“ verhängt wurde, fand man gewöhnlich am Nachttisch einen Teller mit belegten Broten. War es die Solidarität der Unterprivilegierten mit den Unterdrückten, die sich da manifestierte, oder war es nur das ganz normale Zusammenhalten der Jungen gegen die Alten?

Es muss Anfang der zwanziger Jahre gewesen sein, als die ersten zwei

elektrischen Lampen im Schloss Helligkeit spendeten. Die eine beleuchtete die Treppe, die andere ließ ein Zimmer, in dem wir uns von da ab abendlich zum Lesen versammelten, in vollem Licht erstrahlen. Das war eine große Veränderung, die möglich wurde, weil man in die alte Mühle, die nur einhundert Meter entfernt stand, eine Turbine eingebaut hatte.

Wenn ich mich der wichtigsten Personen meiner Jugend erinnere, so spielen darin noch drei Figuren eine besondere Rolle – gefürchtet die eine, über alle Maßen geachtet die beiden anderen. Fräulein Quednau, die Jungfer meiner Mutter, war gefürchtet, weil sie petzte. Wahrscheinlich tat sie es, um sich das Vertrauen meiner Mutter zu erhalten. Quedchen, so nannte meine Mutter sie; für uns war sie „die Quecke“, was eine spezielle Art von Unkraut ist. Eines Tages bekam sie eine Beule am Mund, die geschnitten werden musste, was Grenda, der sie nicht leiden konnte, zu der Bemerkung veranlasste: „Jeder wird jestrafft, wo er jesündigt hat. Bei der kann man es so richtig sehen.“ Quedchen konnte sehr gut schneiden. Sie nähte Kleider für meine großen Schwestern, in die ich dann hineinschlüpfen musste, wenn jede aus ihnen herausgewachsen waren.

Ein über alle Maßen Geachteter war der Diener Fritz. Ein ernster, äußerst korrekter Mann, der alles konnte, nicht nur, was zu seinem Metier gehörte; er führte auch die verschiedensten Reparaturen aus und verstand sich sogar auf das Züchten von Melonen. Schließlich aber ist er noch zum Volkssturm eingezogen worden und zu unserem allergrößten Kummer nie wiedergekommen.

In allen Landhäusern war das Verhältnis zum Diener immer ein ganz besonders enges und herzliches. Als in Preyl bei den Lehdorffs der Diener Albert, den wir Kinder innig liebten, weil er immer lustig war, starb, bin ich zur Beerdigung gereist, das war ganz selbstverständlich. Als Fritz das generelle, häufig vergessene Gebot, nicht mit schmutzigen Stiefeln ins Haus zu kommen, eines Tages von sich aus erneuerte, wurde es sofort beachtet, denn es war einzusehen, dass er sonst mehr Arbeit haben würde; darum zogen wir von Stund an die Schuhe am Eingang zur Halle aus – wie die Dorfleute, die ihre Holzpantinen vor der Tür ließen, wenn sie kamen, um den Eltern einen Wunsch vorzutragen. Die Erziehung durch die Hausleute und Handwerker war eben wirklich viel nachhaltiger als durch jene Theoretiker, die dafür angestellt waren.

Fritz wusste alles und interessierte sich für alles. Eines Tages erklärte er mir, ein bestimmter Teppich, der repariert werden sollte, sei kein Kelim, wie ich gesagt hatte, sondern ein Buchara. „Wer sagt denn das?“ – „So steht's im Hasenbalg“, antwortete er, „und der Graf hat gesagt, das sei das beste Buch über Teppiche, dort ist es.“ Dabei zeigte er auf einen dicken Band in einem Bücherregal, den ich noch nie bemerkt hatte.

Fritz hatte ganz Recht, sich für Teppiche zu interessieren. Abgesehen von den sehr schönen Gobelins, die im 18. Jahrhundert genau nach Maß für zwei Räume in Friedrichstein in Flandern gewebt worden waren, hatte mein Vater sein Leben lang Teppiche gesammelt. Sie wurden im Winter auf dem Rasenplatz vor dem Schloss ausgebreitet

und auf dem Schnee geklopft, weil, wie der Vater sagte, dies die schonendste Behandlung sei. Hartes Bürsten, das nur das Gewebe beschädige, war streng verboten.

Es war ein phantastischer Anblick, wenn der riesige Rasenplatz zur Hälfte dicht bei dicht mit Teppichen verschiedenster Größe belegt war, und eine Schar von Mädchen und Dorfbewohnern in einem ganz bestimmten Rhythmus, den sie spaßeshalber erdacht hatten, die Klopfer schwingen. Bis zum nächsten Neuschnee blieben dann absonderliche Muster von Rechtecken und Quadraten zurück, teils heller, teils dunkler Schattierung, je nach der Staubmenge, die herausgeklopft worden war.

Eine ganz unvergessliche Persönlichkeit war der Obergärtner Krebs, ein Riese mit dickem Bauch und hoch gewirbeltem, blonden Schnurrbart, der über ein stattliches Heer von Hilfskräften gebot. Er ging stets mit einem Stock und trug immer einen Strohhut. Eine unbeirrbar und vertrauenerweckende Ruhe ging von ihm aus, und das war wahrscheinlich der Grund dafür, dass er bei jedem Gewitter im Schloss erscheinen musste. Wenn der erste Donner grollte, mussten wir aufstehen und uns versammeln, weil meine Mutter große Angst vor einem Blitzschlag hatte. Dann saßen wir alle mit roten Schlafröcken aus Flanell bekleidet da und warteten auf den großen Moment, wo „Krebschen“ erscheinen und Geschichten von früher erzählen würde.

Für uns hatte Krebschen noch aus einem anderen Grunde eine besondere Faszination: Er besaß einen riesigen Uhu, mit dem er auf Krähenjagd ging, und manchmal nahm er eines von uns

Kindern mit. Der Uhu wurde in der Morgendämmerung auf eine etwa zwei Meter hohe Stange gesetzt, die oben ein kurzes Querholz hatte. Man nannte diese Konstruktion „Jule“. Mit einer Kette war der Uhu an das Querholz gebunden; oft wartete man – in einem Busch verborgen – vergeblich. Aber manchmal kamen sie geflogen, Krähen, zuweilen auch andere Vögel, um nach ihm, der rollenden Auges auf der Stange saß, zu stoßen. Solange sie noch weit genug entfernt waren, so dass der kostbare Vogel nicht gefährdet wurde, schoss Herr Krebs, und wenn er traf, dann war die nächste Mahlzeit des Uhus gesichert. Krebschen unterstanden die Orangeirie, in der zur Winterzeit die Zitrusbäume untergebracht waren, die in großen Kübeln wuchsen und im Sommer vor dem Schloss Aufstellung fanden, ferner der Garten mit dem Traubenhaus und schließlich ein sehr großer Gemüsegarten mit vielen Mistbeeten, denn natürlich war ein solcher Haushalt auf dem Lande hundertprozentig autark. Nichts wurde gekauft, alles selber produziert, Eier, Gemüse, Obst. Konsumiert wurde alles zu seiner Zeit, also immer dann, wenn die Zeit für das jeweilige Obst oder Gemüse gekommen war.

So wurde eben wochenlang erst Spinat gegessen, dann kamen Erbsen dran, bis sie zu Kanonenkugeln herangereift waren; danach gab es Mohrrüben. Alles wurde überdies eingemacht oder in anderer Weise für den Winter präpariert: Mohrrüben in Sand eingegraben, Gurken in Steintöpfe eingelegt und der darauf gesetzte Holzdeckel mit einem Stein beschwert. Auch Fleisch wurde nie gekauft. Im Herbst und Winter gab es

Wild, natürlich das ganze Jahr über Hammel- oder Kalbfleisch und alles, was der Hühnerhof zu bieten hatte. Wenn irgendein Erzeugnis besonders gut oder besonders groß geraten war, gereichte dies allen – Besitzern und Angestellten – zur Freude und zum Stolz. Eine Traube war von einem gar nicht schlechten Maler gemalt worden,

ehe sie der Kaiserin geschickt wurde; Grund: sie hatte das exorbitante Gewicht von elf Pfund erreicht, wie auf dem Bild zu lesen stand. Oder: Eines Tages brachte einer der Fischer einen Hecht, der vierzig Pfund wog und der, um ihn in seiner imponierenden Größe zu erhalten, auf einem Plättbrett seruiert wurde.

Die 1909 geborene Marion Gräfin Dönhoff kommt aus Schloss Friedrichstein im Samland. Nach 1945 wurde sie als Journalistin bekannt. Sie schrieb zahlreiche politische Analysen, Reiseberichte sowie Erinnerungen an die ostpreußische Heimat („Namen, die keiner mehr nennt“, „Kindheit in Ostpreußen“)

Maifest

Wie herrlich leuchtet mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne, wie lacht die Flur!
Es dringen Blüten aus jedem Zweig
und tausend Stimmen aus dem Gesträuch
und Freud und Wonne aus jeder Brust.

O Erd', o Sonne, o Glück, o Lust,
o Lieb', o Liebe, so golden schön
wie Morgenwolken auf jenen Höh'n.
Du segnest herrlich das frische Feld
im Blütendampfe die volle Welt!

O Mädchen, Mädchen, wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge, wie liebst du mich!
So liebt die Lerche Gesang und Luft,
und Morgenblumen den Himmelsduft.

Wie ich dich liebe mit warmem Blut,
die du mit Jugend und Freud' und Mut
zu neuen Liedern und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich, wie du mich liebst!

Johann Wolfgang v. Goethe

Allenstein war eine frohe Stadt

Von Georg Hermanowski

Das ganze Jahr über gab es einen Rummelplatz, der immer von Alt und Jung besucht war, auf dem ein ausgelassenes Treiben herrschte. Das Jahr begann mit dem Mummenschanz, mit dem Schimmelreiter und seinen ausgelassenen Gesellen. Fröhliches Leben herrschte auf der Schlittschuhbahn, im Sommer in den Badeanstalten an unseren Seen. Oft war ein Zirkus in den Mauern der Stadt zu Gast. Er musste jedes Mal mehrere Tage bleiben, denn der Andrang an den Kassen war groß. Auf dem Sportplatz, in Waldfrieden, maß man die Kräfte, in Jakobsberg, Wadang und Stärkenthal herrschte an jedem Wochenende reges Leben. Gern zog man ins Freie hinaus, in die Wälder und zu den Seen; im Stadtwald traf man immer Menschen.

Die meisten von uns fühlten sich so zu Hause in unserer Stadt, dass eine Ferienreise ein Seltenheit war, wir suchten nichts Schöneres, denn Schöneres konnten wir uns kaum vorstellen. Der Arzt musste schon einen Luftwechsel verordnen, damit einer von uns in den Ferien in die Fremde fuhr. Das bunte Treiben der Stadt erreichte seinen Höhepunkt auf dem alljährlichen Jahrmart in der ersten Dezemberwoche. Dann war ganz Allenstein auf den Beinen. Hier kaufte und feilschte man, hier amüsierte man sich, hier trieb man seinen Schabernack, hier atmete man den Hauch der weiten Welt vor der Bude mit Thorer Kathrinchen, vor dem Stand des Plauerer Spitzen-August oder bei den Italienern mit ihren „Gipsi-Figuri“, vor

dem Stand der wahrsagenden Zigeunerin oder des Aus-der-Hand-Lesers. Eine Synthese zwischen Mystik und Lebensfreude gab es in meinem Allenstein. Frömmigkeit auf der einen, frohes Spiel auf der anderen Seite. Etwas vom Geiste jener „Kirmes“, bei der am Vormittag das Kirchweihfest in feierlichen Gottesdiensten und am Nachmittag das gleiche Fest der Kirchweihe in buntem, ausgelassenem Treiben bei Spiel und Tanz begangen werden, mögen schon jene mitgebracht haben, die vor mehr als sechshundert Jahren „von Flandern und vom Niederrhein, von den Hohen Tauern und aus der Goldenen Au“ in dieses Land und in diese Stadt geströmt sind.

Im Alltagsleben zeigte sich das auch auf den Wochenmärkten. Zwei Mal in der Woche versammelte die Henne ihre Küken. Dann kam die Landbevölkerung in die Stadt. Es wurde Markt gehalten – und für viele begann oder endete dieser Markt mit einem Dankgebet bei Sankt Jakobus. Was es da nicht alles zu kaufen gab! Eier in breiten Flechtkörben, mandelweise, Butter im frischen Rhabarberblatt – man durfte selbst kosten! – Gänse, Enten, Hühner und Tauben. Frische, noch lebende Fische aus den benachbarten Seen, duftende Pilze und Beeren, tags zuvor in den Wäldern gesammelt, Kartoffeln und Gemüse, mit dem Kastenwagen in die Stadt gebracht, Blumen in gewaltigen Wasserkübeln. Es wurde gefeilscht und gehandelt. Zuweilen ging es recht lustig zu:

„So klein die Kartoffeln?“ „Nu, Madamche, denn müssen Se Kürbisse nehmen!“

„Sind die Fische auch frisch?“ „Nei, die stinken schon, oder haben Se Schnupfen?“

„Die Butter ist mir aber zu salzig!“ „Na, denn kriegen Se die einen Dittchen billiger, kaufen Se sich bisschen Zucker dazu!“

Man sprach sich ehrlich aus, ein raues Wort förderte die Freundschaft. Man sah, dass einst Ackerbürger in dieser Stadt gelebt hatten – auch die Nachfahren wussten den Wert der Erzeugnisse des Landes zu schätzen. Sie verstanden einzukaufen und hielten Haus mit ihrem Geld.

Gegen Mittag traf man die Landbevölkerung in den Läden. Hier wurde für die Woche eingekauft, was man zu Hause in Groß-Bertung, in Abstich, Deuthen, Göttkendorf, Lykusen, in Wuttrien und Klaukendorf, in Buchwalde, Hermsdorf oder Diwitten nicht bekommen konnte: Strümpfe und Schürzen, Hemdentuch, Kleiderstoff, Schuhe und Fitzelband ... Und wieder das gleiche Handeln, wieder die gleiche Gemütlichkeit. Man fuhr mit der Straßenbahn, man stellte den eigenen Wagen bei Schöneberg, bei Ewert oder bei Werdermann ab, damit auch das Pferd sich erholen konnte bei einem Bund Heu, einer Kiepe Hafer oder einem Korb altbackenem Brot. Man ging auch einmal ins Kino oder zur Eisdielen, man saß für ein Stündchen irgendwo in den Anlagen, in der Hindenburgstraße, dem Treudank gegenüber, auf dem Friedrich-Wilhelm-Platz, und beneidete ein wenig die Rentner und die Alten, die in der Stadt zu Hause waren und hier täglich in der Sonne sitzen und ihre Zeitung lesen

konnten. Ja, hatten die es gut, während man auf dem Lande früh aufstehen und tagsüber schufteten und zwei Mal in der Woche nach Allenstein zum Markt fahren musste ...

Zum Bild der Stadt gehörten die Alten. Es war mitbestimmend für den Rhythmus der Stadt. Sie gehörten hinein, wo immer man sie traf: ob sie in den Anlagen ausruhten oder sich an der Straßenecke unterhielten, ob sie das Zeitgeschehen am Wahntag vor den Wandschirmen der Zeitungen kommentierten, ob sie auf gichtigen Beinen am Stock einher humpelten, auf die Kinder aufpassten, dass diese ja nicht beim Spiel in den Brauereiteich oder in den Schlossteich fielen, ob sie die Hände rangen bei dem wilden Treiben auf dem „Idiotenhügel“ am Wasserturm, wenn die Jugend ihre ersten Skiversuche machte, oder in Waldfrieden angesichts der rasenden Fahrt auf der großen Rodelbahn. Ihr Wort fand Gehör, sie wurden geachtet, man schätzte ihre Lebenserfahrung, und die Kinder liebten sie. Sie waren meist gut zu den Kindern.

Es gab zu unserer Zeit noch keine Gammler, Beatles oder Fans, Man traf sich auf der „Rennbahn“, promenierte vor dem Treudankgarten, saß bei „Tante Hoffmann“, bei Bader oder bei Grützner. Man diskutierte, aber die Gemüter erhitzen sich kaum dabei. Man suchte Entspannung, lernte bei Weinberger tanzen, saß im Treudank, unserem schönen Theater, auf der Bullerloge, besuchte bisweilen einen Vortrag der Volkshochschule, ging in den Buchhandlungen aus und ein. Man las die Dichter, auch wenn man nur wenige kannte.

Vom Masuren unterscheidet sich der Ermländer durch sein frohes Gemüt,

durch sein ungezwungenes und unbeschwertes Leben. Auf der anderen Seite ist der Ermländer im Gegensatz zum Preußen mehr Gemüts- als Verstandesmensch. Typisch der Ausspruch eines alteingesessenen Allensteiner Handwerksmeisters bei Bekanntgabe der Wahlergebnisse im Frühjahr 1933: „Schlimmer als die Zigeuner werden die Nazis ja auch nicht sein.“ Es gab hier keinen „Hurra-Patriotismus“; ein lebensweises Lächeln und vielleicht allzu viel guter Wille, allzu viel guter Glaube und daraus entspringend ein wenig Gleichgültigkeit.

So erlebte ich selbst, dass ein Allensteiner Junge, bei der Musterung nach dem Truppenteil gefragt, zu dem er am liebsten eingezogen werden möchte, lebensweise sagte: „Möchten möcht ich eigentlich gar nicht, aber wenn ich schon möchten muss, denn möcht ich am liebsten bei die, wo die Chance aufs Überleben am größten is . . .“

Die Gemütlichkeit, die hier herrschte, zeigte sich bereits in der Sprache, oder besser vielleicht in der Aussprache. Allenstein hatte seinen eigenen Sprachschatz, man sprach jedoch keinen Dialekt, kein breites Ostpreußisch, kein Wasserpolnisch. Es wurde hochdeutsch mit leichter Lokalfärbung – die sich allein auf einzelne Worte bezog – gesprochen. Viele der Alten sprachen gelegentlich polnisch. Hier machte sich die enge Verbindung des Ermlandes mit dem Kulmer Land bemerkbar. Viele Ehen waren über diese Grenze hinweg geschlossen worden. So gab es am Sonntag in der Sankt-Jakobi-Kirche vor der „Langschläfermesse“ eine polnische Predigt. Wer ein wenig zu früh zur Messe kam, bekam noch etwas davon mit. Alte Leut-

chen besetzten die Bänke, und während der Predigt wanderte die Schnupftabakdose durchs Kirchenschiff. Große bunte Taschentücher kamen zum Vorschein, und manch einer schnäuzte sich so laut, dass der Pfarrer oder der Kaplan auf der Kanzel ein paar Sekunden abwarten musste, damit sein oft mühsam erlerntes Polnisch nicht ungehört verhalte.

Deutsche und Polen lebten in Allenstein friedlich zusammen. Die polnische Minderheit genoss größtmögliche Freiheit. Von 1886 bis 1939 erschien sogar eine polnische Zeitung in Allenstein, die „Gazeta Olsztynska“. Allenstein war der Mittelpunkt für die im Ermeland lebenden Polen, sie hatten hier ihr Konsulat, ihre Bank, einen Schulverein und eine polnische Schule.

Friedlich zusammen lebten auch Christen und Juden. Ein großer Teil der Kaufhäuser, die größten vor allem, befanden sich in jüdischem Besitz. Es gab eine blühende Gemeinde; festliches Leben herrschte an den Hochtagen um die Synagoge in der Liebstädter Straße. Große Söhne der Stadt, wie Erich Mendelsohn, der bekannte Architekt, der die Friedhofskapelle des jüdischen Friedhofs erbaut hat, und viele andere, die sich später in der Welt einen Namen machten und heute in vier Erdteilen in führenden Stellungen wirken, sind Söhne Allensteins. Die jüdischen Kaufleute sahen die christliche Bevölkerung gern, und diese kaufte wiederum gern bei ihnen. Dort konnte man nach Herzenslust handeln, und arme Leute hussten zuweilen, an welchen jüdischen Kaufmann sie sich getrost wenden durften, wenn das Geld einmal nicht mehr ausreichte.

Auch die christlichen Kirchen hatten bekannte Wohltäter unter den Juden, und besonders die Franziskaner in Alenstein haben, als sie ihr Kloster und ihre Klosterkirche neu bauten, erfahren, woher tatkräftige Hilfe kam. Einige dieser Kaufleute standen fortan in dem Ruf, „katholische Juden“ zu sein. Von der freiwilligen Feuerwehr bis zur

Schulausbildung der Kinder haben jüdische Mitbürger sich große Verdienste um die Stadt erworben. Dass ihnen später ein hartes Schicksal, dass ihnen viel Undank zuteilwurde, hat uns alle tief betroffen. Eines muss hier festgestellt werden: Jene, die an der Spitze dieser „Kristall-Aktionen“ standen, waren keine Söhne unserer Stadt.

Die litauische Hochzeit

Von Arno Surminski

Hochzeit feiern an einem Sonnabend im Juni? So etwas müsste verboten werden. Wenn andere das Heu zusammen harken, die schief hängenden Erntewagen über die Dorfstraße rumpeln, wenn die Hände in der Ernte gebraucht werden, untätig in der Kirche sitzen und die Hände in den Schoß legen?

„Aber es pressiert, Bauer“, sagte Anton. „Denn sie bekommt etwas Kleines. Und weil sie meine einzige Schwester ist, muss ich hin, Bauer. Anton muss nach Litauen!“

Ja, die Hochzeit fand in Litauen statt, ein kleines Endchen hinter Deutschland, mit einem guten Fußmarsch zu erreichen. Bauer Ulnat ließ ihn ziehen, nahm ihm aber das Versprechen ab, am Sonntagabend wieder in Kalischken zu sein, denn am Montag wird das Heu von den Teichwiesen eingefahren. Hoffentlich gibt es bis dahin keinen Regen.

Also gut, bis Sonntagabend.

Einen Tag vor der Hochzeit wanderte Anton los, wanderte nach Osten, bis sich hinter ihm die Häuser von Kalischken in den Kornfeldern duckten. Er kam gut voran und erreichte gegen Abend die Grenze. Wie sich das für

eine Grenze gehört, war sie belagert mit Soldaten, die im Wald biwakierten, die aufpassten, dass niemand die Grenze wegnahm oder verrückte. Anton fragte nach dem Weg, aber die Soldaten kannten sich nicht aus in dieser Gegend, Es waren Fremde, die sich verbiestert hatten im entlegentesten Winkel Deutschlands. Langweilig so im Wald herumzuliegen und auf die Grenze aufzupassen.

Der Polterabend neigte sich dem Ende zu, als Anton in Litauen ankam. Die Musik war längst ertrunken, gurgelte tiefe Töne in die Nacht. Die Stille holte sich alles wieder, senkte sich, wie der Pfarrer so schön sagte, vom Himmel herab auf das litauische Dorf. Frieden.

Anton besprach und betrank mit seinem Schwager noch dies und das. Verzehnte auch, ausgehungert von dem weiten Marsch, eine handlange litauische Mettwurst, wurde müde und schlief ein auf der Bank neben dem mächtigen Ofen.

Der 21. Juni war ein schöner Tag. Ein Tag, um Hochzeit zu feiern ... oder Heu einzufahren. Ein Tag, an dem die Kinder hinter Schmetterlingen herliefen und Blumen pflückten, bis der Zug

der Hochzeitsgäste die Dorfstraße entlang kam. Es ging wohlgeordnet zu an diesem Tag, denn die litauischen Hochzeiten sind nicht viel anders als die Hochzeiten in Kalischken. Bis zum Mittag dauerte der fromme Teil. Der Pfarrer sagte, es sei eine Sünde, mit dickem Bauch vor den Altar zu treten. Doch werde alles wieder gut gemacht mit sehr viel Liebe. Liebe zum Herrn Christus, zum angetrauten Mann und vor allem zu den Kinderchen, die nach und nach aus dem Bauch kriechen werden. Ein schöner Trost. Am Nachmittag war der Leib an der Reihe. Vollgeschlagen wurde er mit Suppe und Braten, Fladen und Torte. Und abends kamen die Musikanten, nahmen Platz auf der Tenne mit dem Rücken zu den Pferdeköpfen und ließen den Hofhund jaulen. In der Tränke, tief unten im kühlen Wasser, lagen die Flaschen, die es in sich hatten. Und am Abend wurde es schwül über Litauen. Hoffentlich gibt es kein Gewitter.

Nichts Ungewöhnliches geschah auf der litauischen Hochzeit. Wohl warfen sie einen Gast im schönsten Hochzeitsstaat in den Poggenteich, und am Ende wurde ein bisschen geprügelt; aber das alles geschah ohne Blut und war nicht der Rede wert. Um Mitternacht zogen die Musikanten mit dem Brautpaar zur Schlafkammer. Die Gäste folgten, schlossen die Fensterläden und verriegelten die Tür, so dass es kein Entkommen gab. Aber Blut werden die alten Weiber morgen vergeblich im Laken suchen.

Es war nun früher Sonntag, der 22. Juni. Anton dachte an Bauer Ulnat, an das Heu auf den Teichwiesen und an sein Versprechen. Ohne viel Aufhebens stahl er sich davon, nahm nur

eine angebrochene Flasche Erfrischungswasser aus der Pferdetränke mit.

Anton marschierte los in Richtung Deutschland. In das erste Licht des neuen Tages hinein. War ziemlich fidel, wanderte in Luftlinie durch Wälder und Wiesen, sang auch ein Liedchen (Oh, du lieber Augustin) in die Morgendämmerung und wurde – kein Mensch weiß, ob das schon in Deutschland geschah oder noch in Litauen – von der Müdigkeit eingeholt. Sie stellte ihm ein Bein, die Müdigkeit, rief ihm zu, er solle ausruhen in den saftigen Lottkeblättern des Grabens. Anton lag ausgestreckt auf dem Waldboden. Sah nicht das Morgenrot über Litauen, hörte nicht die Vögel zwitschern, die ungestört von Ost nach West über die Grenze flogen. Nur der Ruf eines frühen Kuckucks schreckte ihn für kurze Zeit auf.

„Bis Johann darfst du noch schreien“, gab Anton dem Kuckuck Bescheid. „Aber nachher muss das aufhören, sonst gibt es eine schlechte Ernte.“

Er wollte wieder einschlafen, aber ein lautes Donnern hinter dem Wäldchen hinderte ihn daran. Und wie das krachte! Ziemlich nahe Schläge. Nun gibt es doch noch Gewitter. Anton schloss die Augen, fand aber keine Ruhe. An allen Ecken des Waldes rurmorte es. Sogar die Erde unter den Lottkeblättern begann zu zittern. Anton richtete sich auf, holte die angebrochene Flasche aus dem Rucksack, die er zollfrei über die Grenze getragen hatte, und nahm einen tiefen Zug. Wahrhaftig, ein solches Gewitter war ihm noch nicht vorgekommen. Es heulte und donnerte über seinem Kopf. Ohne Pause. Auch Feuer gab es schon. Drüben auf der litauischen

Seite. Anton klammerte sich an die Flasche, ließ sie nicht aus der Hand, auch als der letzte Tropfen getrunken war. Nur gut. Dass es nicht regnete! Da ging – es war nicht zu fassen – mitten im Gewitter die Sonne auf. Schien in ihrer Herrlichkeit von Litauen her nach Deutschland hinein. Traf die Huf-lattichblätter in dem Waldstück an der Grenze, in dem Anton ausruhte. Schlaf ein, Anton! Verschlafe den Weltuntergang. Schlafe, bis die sengende Hitze durch das Blätterdach auf deinen Rucksack fällt, bis es Mittag wird im Grenzwald.

Als er erwachte, herrschte völlige Stille. Über Litauen standen Rauchwolken. Lieber Himmel, es wird doch nicht bei seiner Schwester eingeschlagen haben! Er wollte umkehren, um zu helfen, aber da waren sie wieder, die fremden Soldaten. Standen vor einem brennenden Dorf und ließen keinen durch. War es möglich, ein ganzes Dorf im Gewitter einzuäschern? Anton dachte an die Tiere in den Ställen, an die kühlen Flaschen in der Pferdetränke und das Hochzeitspaar in der verriegelten Kammer. Hoffentlich hat einer die Tür geöffnet.

Aber du kommst nicht mehr nach Litauen, Anton. Für dich wird es Zeit, nach Hause zu gehen. Der Bauer wartet schon.

Er traf keinen Menschen. Denn es war Sonntag, da schläft jeder lange und anschließend geht er nicht wie Anton durch den Wald, sondern in die Kirche. Kein Kuckuck rief, auch den Singvögeln hatte es die Stimme verschlagen. Still war es wie in der kleinen litauischen Kirche, in der Antons Schwester gestern den Segen bekommen hatte und die heute niedergebrannt war bis auf den wuchtigen steinernen Turm.

Als Anton Kalischken erreichte, stand der Bauer an der Hofeinfahrt wie einer, der schon lange gewartet hat.

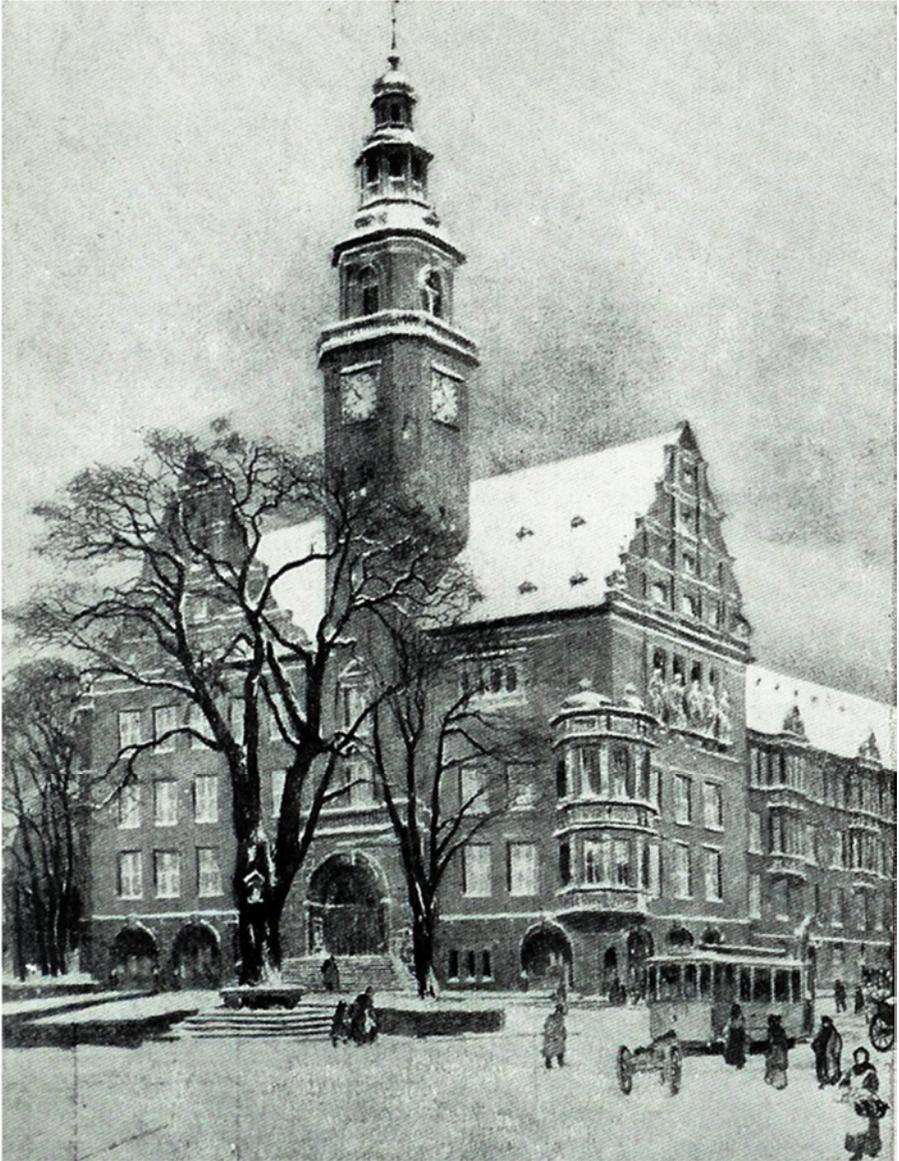
„Gott sei Dank, du lebst noch“, sagte er und führte Anton ins Haus. Nimm Platz! Ruh dich aus! Erzähle, wie es war. Nicht von den Kindern, die vor dem Paar Blumen gestreut haben. Auch was in der Kirche gesungen wurde, brauchst du nicht zu erzählen. Und das Essen, das es auf der litauischen Hochzeit gab, interessiert den Bauern auch nicht. Nein, du sollst erzählen, wie der große Krieg mit Russland angefangen hat. Heute Morgen, als das Sonnche aufging.

Aber davon wusste Anton nichts. Hatte gerade geschlafen in den kühlen Lottkeblättern. Wo Deutschland aufhört und Litauen anfängt.

„Nur gut, dass es nicht geregnet hat!“

Wie ich als 15-Jähriger das Kriegsende in Allenstein erlebte - unter russischer und polnischer Besatzung

Von Hans Puschmann



Die Front entfernte sich immer weiter von Allenstein in Richtung Oder. Die Besatzungssoldaten blieben längere Zeit in Ruhestellung und machten es sich in den verlassenen Wohnungen gemütlich. Am schlimmsten waren die gehfähigen Verwundeten, die sich an den Deutschen rächen wollten. Sie kamen aus dem Lazarett, das im Gymnasium eingerichtet worden war, und wüteten unter den Deutschen. Den Russen war bekannt, dass in dem Haus, in dem wir uns aufhielten, viele Frauen waren und sie kamen und holten uns zur Arbeit. Wir waren froh darüber, denn erstens schützten sie uns vor den anderen Russen und zweitens konnten wir versuchen, in anderen Wohnungen etwas Nahrung zu finden. Bei einem dieser Einsätze, der mir noch immer in schrecklicher Erinnerung ist, führte man uns auf einen Hof in der Stadt. Dort war eine große Grube ausgehoben worden. Auf der ganzen Fläche lagen Leichen, und im Haus fanden wir weitere Tote. Wir mussten die Körper zusammentragen, um sie dann mit Schwung in die Grube zu werfen. Es gab ein fürchterliches Geräusch. Die Leichen fingen schon an zu verwesen, und der Gestank war unerträglich. Die alten Leute waren wohl alle verhungert. Auf dem Nachbargrundstück lagen ebenfalls noch viele Leichen, die wir aber nicht begraben mussten, da die Russen, die uns aus großem Abstand bewachten, sie nicht gesehen hatten. Bei unseren Arbeitseinsätzen mussten wir auch zum Schlachthof, wo Kühe zusammengetrieben und einzeln in die Schlachtboxen geführt wurden. Da es keine Schlagbolzengeräte gab, erschlug man die Kühe mit der stumpfen Seite der Axt. Es war ein

grausamer Anblick. Ich musste das Blut auffangen, das beim Schlachten und Zerlegen auf den Boden floss und eigentlich in den Abwasserkanal laufen sollte. Der war aber verstopft, weil es kein fließendes Wasser und keinen Strom gab. Dann musste ich das Blut in einen fahrbaren Trog schöpfen und draußen auskippen. Nachdem die Kühe abgehäutet waren, wurden die Häute von vier Frauen fortgetragen und gestapelt. Unsere Kleidung war abends blutbeschmiert, und wir konnten sie nicht richtig reinigen. Trotzdem waren wir froh, diese Arbeiten machen zu dürfen, denn abends erhielten wir etwas Fleisch und konnten so überleben.

Auf einem meiner Streifzüge auf der Suche nach Lebensmitteln kam ich in eine Fabrik, die Hefe hergestellt hatte. In einem Raum fand ich auch kleine Stückchen Hefe, die meine Mutter beim Zubereiten von Brot gut gebrauchen konnte. Am Hauptbahnhof entdeckte ich einen Waggon mit Konserven. Ich schlich mich heran, musste aber feststellen, dass alle Konserven bei einem Brand geplatzt waren. Die Enttäuschung war groß. Am Bahnhof stand noch ein deutscher Panzer, der unbeschädigt aussah. Ich kletterte von oben durch die Luke hinein und setzte mich auf den Fahrersitz. Dabei entdeckte ich die Spitze einer Granate, die die Panzerung nur zum Teil durchgeschlagen hatte. In aller Eile war ich wieder aus dem Panzer raus. Wenn mich ein Russe dabei erwischt hätte, wäre ich wohl nicht mehr am Leben. Es war wohl auch leichtsinnig von mir, so etwas zu unternehmen. In der Roonstraße wurden wir zu einem Wohnblock geführt und erhielten den Auftrag, alle Klaviere aus den

Wohnungen auf die Straße zu bringen. Wir wurden in Gruppen von jeweils vier Frauen eingeteilt, mit mir als einzige männliche Person. Beim Betreten der Wohnungen, die alle aufgebrochen worden waren, suchten wir zuerst in den Speisekammern nach Lebensmitteln. Die Klaviere haben wir bis zur Treppe geschoben und dann einfach heruntergestoßen. Auf das Beutegut der Russen brauchten wir ja keine Rücksicht zu nehmen. Auf der Straße wurden die Klaviere nebeneinander aufgestellt. Einer unserer russischen Bewacher hob ein Kind, das mit seiner Mutter mitgekommen war, in die Höhe und ließ es über die offenen Tastaturen laufen. Die Klaviere warteten auf ihren Abtransport nach Russland und blieben auch im Regen dort stehen.

Bei einem meiner Gänge zur Nahrungssuche traf ich auf dem Moltkeplatz eine Frau mit einem Verband um den Hals. Sie erzählte mir, dass Russen sie angeschrien und „stoj“ gerufen hätten. Weil sie Angst hatte, war sie nicht gleich stehen geblieben, worauf einer der Russen sofort geschossen hatte. Zum Glück war es nur ein Streifschuss. Sie berichtete weiterhin von einem Ehepaar, das sich in ihrer Wohnung eingeschlossen hatte und keine Russen hereinlassen wollte. Die Russen schlugen die Wohnungstür ein und erschossen das Ehepaar. Auf dem Moltkeplatz lagen in einem Luftschutzgraben viele Leichen, alle Zivilisten.

Ein Russe, der mich von den Arbeitseinsätzen kannte, legte mir eines Tages drei Kofferhälften vor, die ich zu einem Koffer zusammenbauen sollte. Es ist mir wohl gut gelungen, denn andere Russen brachten mir noch mehr

Kofferteile. Die Koffer stammten aus dem Bereich des Bahnhofs, wo die Flüchtlinge ihr Gepäck bei der schnellen Flucht stehenlassen mussten. Die Russen hatten die Koffer auf einer Seite mit dem Bajonett aufgeschlitzt, um besser und schneller an den Inhalt zu kommen. Als Werkstatt diente mir eine Nachbarwohnung. Alle Wohnungen in der Umgebung standen leer, denn die Polen waren noch nicht in die Stadt eingedrungen. Ich bekam dadurch etwas zu essen und auch ein Dokument in russischer Sprache, in dem stand, dass ich für die Russen arbeitete und zu keinen anderen Arbeiten eingesetzt werden dürfte. Das Dokument habe ich später als Nachweis beim Rentenantrag gut gebrauchen können.

Während der Winterzeit haben wir Schnee geschmolzen und hatten so Wasser zum Trinken und Kochen. In fast jeder Wohnung gab es einen gemauerten Herd und so konnten wir uns auch warme Mahlzeiten zubereiten, wenn wir etwas zum Kochen gefunden hatten. Brennmaterial war in den Kellern genügend vorhanden. Wir wurden auch zu Straßenarbeiten, zur Beseitigung von Trümmern und anderen Aufräumarbeiten eingesetzt. Unser Hund, ein Malteser, war noch immer bei uns, bis er eines Tages fortlief. Er wollte wohl nach Hause. Durch Zufall hörte ich von dem Scheibenschießen, das die Russen auf unseren kleinen Hund veranstaltet hatten. Ich habe ihn tot vor dem Gymnasium gefunden und mitgenommen. Obwohl wir schlimmere Dinge erlebt hatten, war die Trauer um unseren Hund sehr groß.

Bei einem Arbeitseinsatz fanden wir ein totgefahrenes Huhn auf der

Straße. Es wurde zum Verzehr mitgenommen. Auch verschüttetes Getreide haben wir auf der Straße zusammengefegt, gewaschen und zu einer Mahlzeit verarbeitet. Wir konnten auch beobachten, wie Russen in eine Villa einbrachen, sie plünderten und dann anzündeten. Auf diese Weise sind viele Häuser in Allenstein nach den Kampfhandlungen zerstört worden. Hausverbrennungen, teilweise mit Flammenwerfern, fanden noch bis Ende Mai statt. Auf diese Weise ging der größte Teil der Roonstraße in Flammen auf.

An einem Tag marschierten wir mit zehn Frauen unter Bewachung zu einem Einsatz. Wir wussten nicht, was heute gemacht werden sollte. Plötzlich hörten wir von allen Seiten Schüsse fallen. Auch unsere Bewacher schossen und wir hatten Angst, erschossen zu werden. Die Russen fingen an zu tanzen, freuten sich und riefen laut „Hitler kaputt, Krieg kaputt“. Der Krieg war zu Ende. Wir brauchten an diesem Tag nicht zu arbeiten und haben uns ebenfalls gefreut, denn wir hofften auf bessere Zeiten.

Die Russen haben die noch verbliebene Bevölkerung nicht mit Nahrungsmitteln versorgt und es gab auch keine offizielle Möglichkeit, Essen zu besorgen. Die Geschäfte waren alle geplündert. Die Deutschen hielten sich ängstlich in den Kellern versteckt, keiner traute sich auf die Straße. Aber ich musste weiterhin auf Nahrungssuche gehen. Bei diesen Streifzügen erwischte mich ein Russe und verhaftete mich. Wie ein Schwerverbrecher wurde ich abgeführt. Es ging vorbei am Rathaus in die Kronenstraße und genau in das Haus, in dem unsere Wohnung lag, nur eine Etage

tiefer. Ich wusste noch nicht, warum man mich verhaftet hatte. Im Wohnzimmer saßen schon mehrere Frauen. Sie wurden verhört und abgeführt. Als ich an die Reihe kam, führte man mich einem Offizier vor, der auch Dolmetscher war. Ich durfte mich setzen. Der Wachmann blieb mit seinem Gewehr im Raum. Das Verhör begann: „Warst Du im Werwolf?“ Damit waren deutsche Partisanen gemeint. Ich kannte diese Einheit nicht und verneinte die Frage. Dann behauptete der Offizier, ich sei in der Hitlerjugend gewesen. Wenn ich seine Frage mit „Ja“ beantwortet hätte, wäre ich sofort abgeführt und nach Sibirien transportiert worden. Ich behauptete, nie in der HJ gewesen zu sein, was er aber nicht glaubte. Dann musste ich ihm erklären, warum ich kein Mitglied gewesen sei. Lange Zeit zum Nachdenken hatte ich nicht. Ich sagte ihm, dass ich nicht dabei sein konnte, da ich an „Angina Pectoris“ erkrankt war. Ich hatte von dieser Krankheit nur gehört, aber wusste damals noch nicht, was sie bedeutete. Ich hoffte, er würde diese Krankheit nicht kennen und mir glauben und mich laufen lassen. Er erklärte mir jedoch, dass man mit dieser Krankheit dennoch Mitglied werden konnte. Darauf erwiderte ich, meine sei so schwer, dass ich deshalb nicht in die HJ eintreten konnte. Das Verhör wurde weiter geführt, aber nach einer Weile ließ er mich frei. Meine Freude war groß, doch ich durfte es mir nicht anmerken lassen. Nun stand ich wieder auf der Straße und musste den langen Weg zu meiner Mutter durch die Straßen schleichen, um nicht erneut verhaftet zu werden. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich ankam.

Die Russen suchten immer Arbeitskräfte und holten uns jeden Tag vom Moltkeplatz ab. Dieses Mal waren es zehn Frauen und ich. In einem großen Häuserblock mussten wir für die Russen Wäsche waschen. In den Kellern standen große Waschbehälter, in denen die Wäsche gekocht wurde. Eines Tages zeigte mir meine Mutter ein großes feines Tuch, das wir auf der Flucht vom Bahnhof in unserem Gepäck zurückgelassen hatten. Das Tuch hatte ein Russe gefunden und es zum Waschen gebracht. Mir fiel die Aufgabe zu, die Behälter zu heizen und ich war damit beschäftigt, aus den umliegenden Häusern Holz und Kohle zu besorgen. Manchmal fand ich auch Weckgläser, die noch gefüllt waren.

Die Russen hatten auf dem Hof eine „Gulaschkanone“ stehen, die auch mit Holz und Kohle befeuert wurde. Da ihnen das Heraustragen des Heizmaterials wohl zu umständlich war, öffneten sie die Fenster in den nächstgelegenen Wohnungen und warfen die Möbel auf den Hof, wo sie zerkleinert wurden. Beim Essenholen ging ein Russe mit einem alten Porzellantopf an mir vorbei, in dem das heiße Essen noch dampfte. Er ahnte nicht, dass es ein Nachttopf war. So etwas kannte er von zu Hause wohl nicht.

Als die Waschkolonne mal eine Pause machte, standen wir im Halbkreis auf dem Hof. Ein Russe versuchte, mit seinem Fahrrad an uns vorbei zu fahren, doch er kippte immer um. Wir lächelten verhalten, denn lachen durften wir nicht. Der Russe nahm das Fahrrad, ging zu einer Frau und sagte: „Du Frau“. Die Frau fuhr drei Runden und gab das Rad zurück. Der Russe versuchte es

erneut, aber es klappte wieder nicht. Mit dem Rad ging er dann zu einer anderen Frau und das Spiel wiederholte sich. Nach einem weiteren Versuch kippte der Russe wieder um. Er nahm das Fahrrad, warf es in eine Ecke und suchte sich ein anderes Rad.

Auf dem Hof neben der Feldküche wurden häufig Schweine geschlachtet und die Därme fortgeworfen. Der Koch, der wohl einen Sohn in meinem Alter hatte und mir etwas Gutes tun wollte, rief mich zu sich und erlaubte mir, unter seinem Schutz von den Därmen das Fett abzuschneiden und mitzunehmen. Obwohl das Fett grün war, weil ich manchmal in den Darm schnitt und der Inhalt sich über das Fett ergoss, hat es meine Mutter gekocht, um unser Essen damit anzureichern.

Im Frühjahr wurde uns befohlen, die Wohnung zu verlassen. Wir packten unsere wenigen Sachen. Für Herrn Kurella, der nicht mehr gehen konnte, organisierte ich einen Pritschenwagen mit zwei Rädern, auf dem wir ihn liegend mitnehmen konnten. Wir sollten in einen Außenbezirk ziehen, aber wussten nicht wohin. Die Russen wollten, dass alle Deutschen die Stadt verlassen, damit die Polen die Stadt einnehmen konnten. Kurz darauf kamen die ersten Polen und besetzten die Häuser.

Bei unserem Umzug kamen wir an einem schönen Haus vorbei, das in der Nähe des Flusses Alle lag, wo wir auch Wasser holen konnten. Das Haus war geplündert worden, aber wir hatten vorerst eine Bleibe und konnten eine Weile darin leben. Frau Hasenberg, ihre 17-jährige Tochter und ihr 13-jähriger Sohn - der ältere

Sohn war verhaftet worden - zogen mit uns ein. Nach kurzer Zeit starb die Tochter an den Folgen der russischen Gewalttaten. Wir haben sie im Garten beigesetzt. Nachdem wir einige Zeit in dem Haus gelebt hatten, kam ein Russe und wollte mich verhaften. Zum Glück war ich gerade zum Fluss gegangen, um Wasser zu holen. So entging ich der Verhaftung.

Durch die Vertreibung vom Moltkeplatz hatten wir keine Arbeit mehr. Das Essen wurde immer knapper und der große Hunger begann. Ich erkrankte an Hungertyphus und lag ohne ärztliche Betreuung im Bett. Frau Kurella pflegte mich, aber eine Besserung war nicht abzusehen. Eines Tages stürmte ein Russe in das Haus und sah mich im Bett. Er befahl mir, aufzustehen und mitzugehen. Frau Kurella erklärte ihm meine Krankheit. Er aber bestand darauf, mich mitzunehmen. Ich quälte mich aus dem Bett, fiel aber gleich zu Boden und konnte nicht mehr aufstehen. Der Russe verließ schimpfend den Raum. Ich hatte Glück, dass er mich nicht erschossen hat, denn für ihn war ich ja nichts wert.

Nach meiner Krankheit, in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten, mussten wir das Haus verlassen und zogen weiter an den Stadtrand zur Masurensiedlung. Wir fanden eine große Baracke mit ca. 20 Betten, die zu zweit übereinander standen. Ein Teil der Baracke war schon belegt. Ich erinnere mich noch an Frau von Stein, deren Sohn in meinem Alter war. Er saß in Allenstein im Gefängnis und wurde nicht freigelassen. In unserer Baracke starben Herr Kurella und Frau Hasenberg vor Hunger. Wir haben sie neben der Baracke auf einem freien Platz beerdigt. Da wir keine

Medikamente gegen Durchfall und andere Krankheiten hatten, ging ich in ein abgebranntes Haus und schabte von den angebrannten Holzbalken die Holzkohle ab. Als ich zwischen den Balken eine verkohlte Leiche fand, lief ich vor Schreck aus dem Haus.

Die Verschleppungen der Deutschen durch die Russen nahmen ab, aber es kamen immer mehr Polen in die Stadt, die plündernd durch die Straßen zogen, die Häuser besetzten und die Deutschen mit Gewalt aus ihren eigenen Wohnungen vertrieben. Man konnte sich nicht wehren, denn die Polen waren bewaffnet. Die Hungersnot wurde immer größer, denn wir konnten nun nicht mehr in andere Häuser gehen und nach Nahrungsmitteln suchen. Bei einem Gang durch die Stadt riss mir ein Pole die Schuhe von den Füßen. Zum Glück besaß ich noch ein zweites Paar Schuhe, das ich bei Pfarrer Schwede mit seiner Erlaubnis unter seinem Bett verstecken konnte. Der Pfarrer war schwer krank und die Russen hatten Angst vor seiner Krankheit. Eines Tages erschien eine Frau vor unserer Baracke und bat um etwas Essen. Wir konnten ihr aber nichts abgeben. Die Frau war gut gekleidet und bot uns eine Brosche mit Halbedelsteinen an. Mehrere Tage später fanden wir die Frau tot auf der Straße liegen. Neben ihr stand eine Tasse mit Wasser und Sand gefüllt.

Die deutsche Bevölkerung hatte im Herbst noch Kartoffeln in ihren Kellern eingelagert, die aber bei den winterlichen Temperaturen bis minus 26 Grad erfroren waren, da die Kellerfenster und -türen nach den Plünderungen offenstanden. Die stinkenden, verfaulten Kartoffeln wurden in der Nähe unserer Baracke abgeladen. Wir

durchwühlten die Haufen in der Hoffnung, noch einige essbare zu finden. Die haben wir dann gereinigt, gekocht und gegessen. Der Hunger war so groß, dass wir froh waren, irgendetwas zu uns nehmen zu können.

Erbeutete Kühe trieben die Russen in großen Stückzahlen Richtung Russland. In der Nähe der Baracke machten sie Rast und wir durften die Kühe melken, doch wer konnte als Städter schon eine Kuh melken? Ich versuchte es und kam mit einem Becher voller Milch zurück. Jedes Mitglied der Familie erhielt einen großen Schluck und alle waren sehr froh darüber.

Meine Mutter und Schwester, die wieder Arbeit bei den Russen gefunden hatten, erzählten mir eines Tages von einem polnischen Major, der einen Helfer für seinen Bauernhof suchte. Es wurden freie Unterkunft und Verpflegung angeboten und ich musste nicht lange überlegen, um diese Arbeit anzunehmen. Meine Überlegung war, meiner Mutter und Schwester von meinem Essen abgeben zu können. Einen Lohn für die Arbeit bekam ich nicht.

Nachdem ich zugesagt hatte, wurde ich mit einem Pferdewagen zur „Ernestiner Höhe“ gebracht. Meiner Mutter konnte ich nicht sagen, dass das Gut weit von Allenstein entfernt liegt. Es war ein großer Gutshof, Gebäude und Stallungen waren gut erhalten. Die Scheune war voller Getreide. Auch die Maschinen waren nicht zerstört. Der Major hatte das Gehöft beschlagnahmt und mit seinen Arbeitern besetzt. Im Schlafzimmer des deutschen Gutsbesitzers entdeckte ich an den Wänden viele Blutspuren. Sie stammten von den deutschen Besitzern, die im Garten verscharrt waren. Die Russen hatten die Gräber wieder

aufgegraben, da sie Wertgegenstände darin vermuteten.

Mir wurde ein Zimmer zugewiesen, und am nächsten Tag musste ich sechs Kühe auf der Weide bewachen. Sie sollten weit weg von der Straße grasen und durften nicht von dort aus gesehen werden, denn die Russen plünderten immer noch. Nach einigen Tagen wurde eine große Herde von Kühen auf der Straße am Gut vorbeigetrieben. Ich konnte die Kühe nicht sehen, aber das Muhen war zu hören und meine Kühe wurden unruhig. Eine Kuh sprang über den Weidezaun und lief in Richtung der anderen Kühe. In meiner Verzweiflung lief ich hinter der Kuh her und wollte sie zurücktreiben, was mir aber nicht gelang. Ich klammerte mich an ein Horn und ließ mich mitschleifen. Als die begleitenden Russen, die auf einem Panjewagen saßen, mich erblickten, lachten sie und riefen mir auf Russisch zu: „Lass sie zu Väterchen Stalin laufen“. Ich hing noch immer an dem Horn der Kuh. Nach einiger Zeit hatte man auf dem Bauernhof etwas gemerkt und kam mir zur Hilfe. Mit mehreren Leuten und Stricken konnten wir die Kuh zurückbringen. Die anderen Kühe waren auf der Weide geblieben.

Meine Mutter und meine Schwester wurden unruhig, da sie nicht wussten, wohin man mich gebracht hatte. Sie suchten den Major auf und erkundigten sich nach mir. Bei der Gelegenheit bot er meiner Mutter eine Stelle als Köchin auf dem Gut an und meiner Schwester eine als Helferin. Später hat meine Schwester dem Major in Allenstein den Haushalt geführt. Das Getreide aus den vollen Scheunen wurde gedroschen und der

Kellerinhalt, wie Kartoffeln und Kohle, wurde mit dem Getreide in Allenstein verkauft. Auch der Inhalt der Rübenmieten, die die Bauern im Herbst angelegt hatten, wurde verkauft. Nachdem nichts mehr auf dem Gut zu holen war, zogen wir mit allen Maschinen, die noch in Ordnung waren, zu einem anderen Gutshof, der noch nicht ausgebeutet war. Das Gut wurde in Besitz genommen und gehörte damit dem Major. Der deutsche Gutsbesitzer war geflohen.

Dieser Gutshof war bedeutend größer und schöner und hatte auch eigene Häuser für die Arbeiter. Auf dem neuen Gutshof „Roberts-Höhe“ richteten wir uns für eine längere Zeit ein. Die Scheune war auch voller Getreide. Das Gutshaus war zwar geplündert, aber nicht zerstört worden. Noch hatten wir nur wenige Kühe und Pferde. Aber wenn die Russen mit Kühen und Pferden auf der Straße in der Nähe des Hofes vorbei kamen, zog der Major seine Uniform an, nahm Schnaps mit und ging zu den Russen. Am nächsten Morgen standen dann ein bis zwei Kühe oder Pferde vor dem Stall. So kamen wir schließlich auf zwanzig Kühe und acht Pferde. Eines Tages stand wieder eine Kuh vor dem Stall, die vor Schmerzen laut brüllte. Das Euter war ganz prall. Ich musste dann als Jüngster die Kuh abmelken. Mit einem Sprung war ich am Euter und zog, bis etwas Milch herauskam, musste dann aber zur Seite springen, weil die Kuh ausschlug. Mit etlichen Sprüngen erreichte ich, dass das Euter sich langsam leerte und die Schmerzen nachließen. Wir hatten gehofft, endlich vor den Russen sicher zu sein. Doch eines Abends kamen sie auf den Gutshof und suchten nach

Deutschen, um sie zu verhaften. Die Polen haben uns aber nicht verraten. Ich besaß nur ein Paar Schuhe, die ich nicht auf dem Feld und auf dem Hof tragen konnte. In einem leer stehenden Bauernhaus fand ich ein Paar Holzschuhe, die ich mit Stroh ausstopfte. Im Sommer und Herbst lief ich die meiste Zeit barfuß herum. Auch beim Pflügen der Stoppelfelder ging ich barfuß hinter dem Pflug. Nebenbei versorgte ich noch fünf Kaninchen. Morgens vor der Arbeit ging ich mit der Sense zum Kleefeld und schnitt frischen Klee. Leider wusste ich nicht, dass frischer Klee den Tieren schadet, und eines Tages waren alle Tiere tot. Auch war ich zuständig für die Fütterung der Schweine. Ich musste in einem Druckkessel Kartoffeln kochen, zerstampfen, mit Roggenkleie vermischen und dann verfüttern. In diesem Kessel, der verschlossen werden konnte, bauten die anderen Arbeiter eine Destillationsanlage ein, die ich in Betrieb halten musste. Der Alkohol aus dem Apparat war gut trinkbar, wie mir die anderen sagten, denn ich trank keinen Schnaps. Der Major ahnte davon, aber keiner hat das Versteck verraten.

Ab und zu brachten wir in einem Kastenwagen, der von zwei Pferden gezogen wurde, Lebensmittel wie Butter, Kartoffeln oder Brot zum Verkauf nach Allenstein. Wir nahmen dann unseren Schäferhund mit, der neben dem Wagen herlief. In einem Waldstück kam uns ein Pole auf einem Motorrad entgegen. Unsere Nixe bellte ihn an und der Pole zog sofort eine Pistole und wollte den Hund erschießen, doch der war bereits mit einem Satz auf dem Kastenwagen.

Da die Russen auch im Jahr 1946 noch weiter plünderten und der Major Angst um seine Kühe und Pferde hatte, musste ich immer nachts in den Stall gehen und das große Tor von innen mit einem schweren Balken verbarrikadieren. Bei Gefahr sollte ich an dem Seil der Guts Glocke ziehen und stürmisch läuten, um alle Leute auf dem Gut zu wecken, auch den Major, der sein Gewehr über dem Bett hängen hatte. In der Zwischenzeit wäre ich aus einer Hintertür über den Dachboden aus dem Stall geflohen und hätte mich in der Scheune versteckt. Zum Glück ist es nie zu diesem Ernstfall gekommen. Es war mir nicht möglich, die ganze Nacht im Stall zu wachen und so legte ich mich in einen Futtertrog, gefüllt mit Heu und Stroh, neben die Pferde und versuchte etwas zu schlafen. Ich hatte einen leichten Schlaf und wäre bei von Russen verursachten Geräuschen aufgewacht. Morgens vor Arbeitsbeginn musste ich zwei Milchkannen von Hand mit Wasser aus dem Brunnen vollpumpen und zur Küche tragen, da es weder fließendes Wasser noch Strom gab. Die Arbeiten auf dem Gut verliefen normal. Der Major lebte jetzt fast nur noch in Allenstein. Meine Mutter und Frau Kurella arbeiteten in der Küche und kochten für alle. Es wurde eigene Butter gemacht, wo ich auch beteiligt war, und in dem großen Ofen Brot gebacken. Der Backofen, der in einem separaten Backhaus stand, wurde von mir geheizt und die Glut mit einem Schieber herausgeholt. Meine Mutter, die den Teig und die Brote herstellte, beaufsichtigte auch das Backen der Brote. Ich brauchte weniger auf dem Feld zu arbeiten, dafür war ich im Stall

und auf dem Hof beschäftigt. Der Umgang mit den schweren Pflügen, Egen und dem Pferdegespann war für mich zu schwer. Manchmal musste ich aber auch einspringen. Alle Lebensmittel, die wir produzierten und die für uns bestimmt waren, wurden für alle in der Küche zubereitet. Mit Reusen fing ich Fische und mit einem speziellen Speer holte ich manchen Hecht aus dem Bach, was gar nicht so einfach war. Auch eine Schlagfalle stellte ich auf, und ein Dachs, der in die Falle ging, wurde für alle zubereitet und gegessen. Ein älterer Pole, der während des Krieges auf einem deutschen Bauernhof gearbeitet hatte, lobte die Bäuerin wegen der guten Behandlung. Wenn aber ein anderer Pole dabei war, wurde auf die Deutschen geschimpft. So verhielt sich auch der Major, der deutschfreundlich war. Er hatte vor dem Krieg in Breslau studiert.

Weihnachten 1945 feierten wir auf dem Gut. Meine Schwester durfte aus Allenstein zu uns kommen. Es war kalt und der Schnee lag hoch. Mit einer Säge ging ich in den Wald, suchte mir einen schönen Baum aus, sägte ihn ab und stampfte mit ihm durch den Schnee nach Hause. Ein Problem war, dass wir keinen Ständer für den Weihnachtsbaum hatten. Einen Blumentopf gab es auch nicht. Also schlug ich einen Nagel in die Decke und hängte den Baum daran. Meine Schwester hatte einige Kerzen besorgt, die den einzigen Schmuck für unseren Baum hergaben. Schenken konnten wir uns nichts, da wir kein Geld hatten. Wir waren aber glücklich, gesund zu sein und froh, dass keiner von uns verschleppt worden war.

Die Arbeiten liefen normal weiter, die Felder wurden im Frühjahr bestellt und das Heu eingefahren. Das Vieh wurde gepflegt, gefüttert und auf die Weide gebracht. Ein Fohlen wurde geboren, das ich pflegen durfte, was mir richtig Spaß machte. Wir hatten genügend zu essen, und die Russen waren lange nicht mehr dagewesen.

Im Jahre 1946 erhielten wir Deutsche ein Arbeitsbuch, in dem die Arbeitszeit und der Lohn, den wir bekamen, eingetragen wurden. Im Juli wurde uns ein Schreiben vorgelegt, in dem wir erklären sollten, die polnische Staatsangehörigkeit anzunehmen. Der Major wollte mir dann auch eine Stelle als Laufjunge in der Stadtverwaltung besorgen, da ich kein Polnisch konnte. Wir waren uns einig, nicht zu unterschreiben. Da dies aber in dem von den Polen besetzten Gebiet nicht möglich war, mussten wir mit der Vertreibung rechnen. Diese Nachricht erreichte uns auch bald. Obwohl wir nicht auf der offiziellen Liste standen - wir waren nicht gemeldet worden - und er uns gerne auf dem Gut behalten hätte, wollte uns der Major auf Grund seines Ranges als Offizier trotzdem die Fahrt nach Deutschland ermöglichen. Wir packten unser Handgepäck zusammen und wurden mit einem Kastenwagen und zwei Pferden nach Allenstein gebracht. Dabei mussten wir uns leider von unserem Schäferhund trennen, der die ganze Zeit bei uns geblieben war.

Nachdem wir unser Zimmer auf dem Gut verlassen hatten, wurde es von einer Polin durchsucht und sie fand eine Schlafanzughose, die mit Mehl gefüllt war. Damit hatte es folgende Bewandnis. Bei meinen Streifzügen durch die Straßen auf der Suche

nach Lebensmitteln, als nur die Russen und noch keine Polen in Allenstein waren, entdeckte ich in einem leeren und geplünderten Haus einen Sack mit Mehl. Ich wollte unbedingt etwas Mehl mitnehmen. Auf der Suche nach einem Behälter fand ich eine saubere Schlafanzughose aus dem Lazarett. Ich habe die Hosenbeine unten zusammengebunden und brachte die mit Mehl gefüllte Hose zu meiner Mutter. Dieses Mehl wollten wir als eiserne Reserve behalten. Wir haben es auch nach „Roberts Höhe“ mitgenommen, wo wir es aber nicht brauchten. Die Polin erstattete sofort bei der Polizei Anzeige, dass wir den Major bestohlen hätten. Meine Schwester, die den wahren Sachverhalt kannte, konnte den Major aber von unserer Unschuld überzeugen.

Bis zur Abfahrt des Zuges durften wir uns auf einem Dachboden über einem leerstehenden Schweinestall verstecken. Meine Schwester arbeitete noch immer beim Major, denn gegen sie lag keine Anzeige vor. Als der Major uns von der bevorstehenden Verhaftung mitteilte, verließen wir sofort den Dachboden und suchten uns nachts ein anderes Versteck. Die Häuser waren inzwischen von Polen besetzt, auch unsere Wohnung, in der noch unsere Möbel standen, war nicht mehr frei. Schließlich fand ich in einer abgebrannten Villa im Waschkeller einen leeren Raum ohne Tür. Ich besorgte aus einem anderen zerstörten Haus eine Tür, die zwar nicht ganz passte, doch den Zugang versperrte. Meine Schwester versorgte uns heimlich mit Lebensmitteln. Obwohl der Major es genehmigt hatte, durfte keiner davon erfahren.

Ein Pole entdeckte uns in der Waschküche und bedrohte mich mit seiner Pistole. Ich lief schnell weg und konnte, obwohl er mich verfolgte, entkommen. Einige Zeit habe ich mich dann woanders versteckt, denn ich wusste nicht, ob der Pole zurückkommen würde. Zwischenzeitlich hatte der Major mit der Polizei verhandelt, und der Haftbefehl wurde aufgehoben. Er ließ uns mit einem Pferdefuhrwerk abholen und zum Bahnhof in das Sammellager bringen. Da wir aber nicht auf der Liste standen, wurden wir nicht aufgenommen. Doch nachdem der Major in voller Uniform erschienen war und mit dem Offizier der polnischen Wachmannschaft gesprochen hatte, erhielten wir die Ausreisegenehmigung. Ohne die polnische Staatsangehörigkeit angenommen zu haben, hätten wir nicht in Ostpreußen bleiben können. Es war die größte ethnische Vertreibung der Geschichte. Wir kamen in ein Barackenlager, in dem schon viele Deutsche warteten und suchten uns ein Bettgestell zur Übernachtung aus. Nachts entdeckten wir Wanzen in den Holzgestellen.

Am nächsten Tag wurden wir in einen Raum gebracht, in dem mehrere polnische Soldaten saßen. Wir mussten unser Gepäck auf dem Fußboden auslehren. Die Soldaten durchsuchten alles und nahmen uns noch einige

von den wenigen Sachen ab, die wir im Handgepäck hatten. Auch wurden wir gezwungen, uns bis auf die Unterwäsche, einschließlich der Schuhe, auszuziehen. Die Soldaten prüften alle Nähte in den Kleidern und Hosen, ob noch etwas eingenäht worden war. Das Geld, das wir in der langen Zeit auf dem Gut gespart hatten, wurde uns weggenommen. So hatten wir die ganze Zeit auf dem Gut umsonst gearbeitet. In meinen Schuhen hatte ich 10 Dollar versteckt, die der Major uns umgetauscht hatte. Sie wurden nicht gefunden. Meine Schwester trug am Körper ein goldenes Medaillon von meiner Großmutter, in dem ein Bild meines Vaters war. Wir glaubten, es wäre das letzte Bild, das wir von unserem Vater besaßen. Der Soldat nahm das Bild heraus, warf es auf den Boden und zerstörte es mit dem Absatz. Das Medaillon steckte er sich in die Tasche. Auch die Haare wurden durchkämmt, um vielleicht etwas dort Verstecktes zu finden. Erst danach durften wir die kläglichen Reste unserer Habe zusammenpacken und zu den anderen ausgeraubten Deutschen gehen. Wir schrieben den 12. August 1946, lange nach Kriegsende. Danach hat man uns zum Bahnhof getrieben und in die leeren Viehwagens geschoben. Während der ganzen Zeit gab es keine Verpflegung.

Schluss folgt.

Die Worte des Glaubens

Drei Worte nenn ich euch, inhaltsschwer,
sie gehen von Mund zu Munde,
doch stammen sie nicht von außen her,
das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
und würd' er in Ketten geboren,
lasst euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
nicht den Missbrauch rasender Toren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
der Mensch kann sie üben im Leben,
und sollt' er auch straucheln überall,
er kann nach der göttlichen streben;
und was kein Verstand der Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
wie auch der menschliche wanke,
hoch über der Zeit und dem Raume webt
lebendig der höchste Gedanke;
und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltsschwer,
sie pflanzet von Mund zu Munde,
und stammen sie gleich nicht von außen her,
euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
solang er noch an die drei Worte glaubt.

Friedrich Schiller

Dank an die Allensteiner

Von Dr. Hülsermann

Anlässlich des Heimattreffens in Gelsenkirchen am 2. und 3. Oktober 1971 wurde Oberstudiendirektor Dr. Hülsermann für seine Verdienste um die Schulpatenschaft zwischen seinem Max-Planck-Gymnasium in Gelsenkirchen und dem Staatlichen Gymnasium in Allenstein durch Oberbürgermeister Löbbert der Kopernikus-Preis, die Ehrengabe der Allensteiner Kulturschaffenden, überreicht. Sein Dank für die Auszeichnung galt den Allensteinern und ihrer Rolle in der Patenschaft.



Meine Damen und Herren! Liebe Freunde aus Allenstein! Die mir soeben überreichte Ehrengabe der Allensteiner Kulturschaffenden ist mir vor einiger Zeit angekündigt worden. Sie hat mich damals außerordentlich überrascht und zugleich betroffen gemacht. Wenn sie mich auch zu tiefem Dank verpflichtet, so frage ich mich: was kann Anlass sein, diese Ehrung gerade mir zuteilwerden zu lassen, dem Westdeutschen, der in seinem Leben Ihre Heimatstadt nicht einmal gesehen hat? Was kann das sein, was

an mich, den Gelsenkirchener, denken ließ, wo doch jeder von Ihnen sofort manchen Namen von hervorragenden Allensteinern nennen könnte, für den eine solche Ehrung wohlverdienter Dank sein würde?

Als ich, der Bürger Gelsenkirchens, meine letzten Schuljahre erlebte, erteilte uns ein Professor aus dem deutschen Osten den Erdkundeunterricht. Dieser Herr, sonst eher karg und ein wenig seltsam mit seinem fremden Sprachakzent, geriet in Begeisterung, wenn er von seiner Heimat berichtete; und da geschah es alljährlich, dass eine Gruppe unserer Kameraden frisch gebräunt und fröhlich aus ihren Ferien von Ostpreußens Seen und Wäldern heimkehrte und davon sehr enthusiastisch berichtete. Mir, dem diese Reise nicht vergönnt war, ist noch heute ganz lebendig, wie damals zum ersten Male in mir, zwar noch in ganz undeutlichen Zügen, ein Bild dieser fernen Landschaft, Ihrer Heimat, aufstieg. Ein wenig von dieser Bezauberung, die meine Klassenkameraden erfahren hatten, ging auch auf mich über.

Dann verfloss manches Jahr, bis ich am Ende des Krieges, den ich im Informationszentrum des Oberkommandos Berlin als sog. Kartenfachmann verbrachte, die Fähnchen auf die Namen der im Russenansturm gefallenen ostpreußischen Städte setzen musste und mir diese Namen, an die sich Ihre schweren aber auch guten Erinnerungen knüpfen, unter so verhängnisvollen Umständen geläufig

wurden. Was in den Wehrmachtsberichten nur in ganz verschleierte Form an die Öffentlichkeit drang, entrollte sich mir auf dem Kartenstand als Tragödie in Brand, Blut und Tränen, die uns noch heute tief erschrecken lässt, wenn jemand unversehens an die damals geschlagenen Wunden rührt.

Später, als dann Berlin gefallen war, folgte für mich als russischer Kriegsgefangener der lange Fußmarsch mit mörderischen Tagesraten über die Oder, nach Osten und nach Polen hinein. Erst weit hinter Posen fand er ein lebensrettendes vorläufiges Ende. Später führte uns dann der Weg an Südostpreußens Grenze vorbei und in einem Bogen durch Pommern hindurch nach Westen zurück, bis wir plötzlich an der Oder an dem wort- und weisungslosen Verschwinden unserer russischen Bewachung merkten, dass uns die Freiheit wiedergegeben war. Damals war ich am äußersten Punkt des Marsches Ihrer Stadt recht nahe. Wie mochte es nun dort stehen? Seit Wochen schleppten wir uns durch die verlassensten Weiten Westpreußens und Pommerns, schmeckten den Brandgeruch der verheerten Höfe, durchzogen die gespenstischen Ruinen der verlassensten Städte. Wo waren die Tausende und Abertausende geblieben, die diese grauenvolle Leere hinterlassen hatten? Welcher apokalyptische Sturm hatte sie vor sich hergetrieben? Aber da war niemand, der uns diese angstvollen Fragen beantworten konnte!

Meine Freunde aus Allenstein! Sie teilen mit mir die Erinnerung an die Jahre nach dem Kriege hier in Westdeutschland, in denen jeder, so gut es gehen mochte, den Neubeginn

versuchte, die Zeiten, wo der Lebenswille alle Kräfte der Selbstbehauptung weckte. Wir hatten alle genug damit zu tun, eine neue Lebensgrundlage für uns und unsere Familien zu finden. Bald aber schon richtete sich der Blick über die Bedrängnisse des Alltags hinaus und wir versuchten gemeinsam, Vergangenheit und Zukunft in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Es kam das Jahr der Gründung der Patenschaft Gelsenkirchens über Allenstein. Alljährlich stand nun das Hans-Sachs-Haus im Schmuck der Fahnen und Grußbänder, strömten die Tausende aus Allenstein herbei zu Wiedersehen und freundlicher Begegnung und zur feierlichen Bekundung ihrer Treue zur alten Heimat. Im Jahre 1958 dann erfolgte die Vertiefung der Patenschaft durch die feierliche Übernahme der Schulpatenschaften, eine davon war die des Max-Planck-Gymnasiums in Gelsenkirchen über das Staatliche Gymnasium in Allenstein. Damals traten die Lehrer und Schüler des Allensteiner Gymnasiums als Gäste in den Festsaal der Schule ein, würdige Herren sie alle, die Stunde der ersten persönlichen Begegnung mit Ostpreußens Männern und Frauen war für mich gekommen. Eingeführt wurden sie bei uns von dem ersten Schulbetreuer, Herrn Oberstudienrat Maeder aus dem Lehrerkollegium des Allensteiner Gymnasiums, der sich mit Hingabe der neuen Aufgabe annahm und ihr bis zu seinem Tode seine ganz Kraft widmete.

Die Herzlichkeit unserer ersten Begegnung vertiefte sich in den folgenden Jahren, der Austausch der Erfahrungen und Gedanken knüpfte immer fester werdende Beziehungen. Unsere

gemeinsam übernommene Verpflichtung, das kulturelle Erbe des ostpreußischen Landes in exemplarischer Weise im Raum unseres Gymnasiums zu pflegen, fand offene Herzen. Eine ganze Schüलगeneration fühlte sich von dieser Aufgabe angesprochen und gab sich ihr mit Begeisterung hin. Fortan kein Festtag der Schule mehr, an dem die Allensteiner Freunde fehlten! Wie einst am Allensteiner Gymnasium, so schmückten sie jetzt unsere Abiturienten mit den Alberten, sprachen mit uns von den alten Zeiten, teilten mit uns die Sorgen um die Zukunft. Gemeinsam errichteten wir auf dem Schulhof des Gymnasiums das Mahnmal der Patenschaft und setzten unsere Festaula auf einen Stein aus dem Turm der Jakobikirche zu Allenstein. So verlor sich das Fremde, das vielleicht am Anfang noch zwischen uns stand. Mit jedem Jahr wurden wir einander vertrauter und wuchsen zu einer festen Gemeinschaft zusammen. Immer deutlicher empfanden wir die wachsende Eintracht in der Gesinnung und in unseren Plänen. Ostpreußen und vor allem Allenstein gewann in uns Gelsenkirchener feste Umriss, und aus dem deutlicheren Sehen wuchs allmählich eine heimliche Liebe zu jenem fernen Lande und am Ende die Sehnsucht, auch einmal dort Einkehr halten zu dürfen. Ich leugne nicht, dass mich die Vorstellung beglückt, einmal an der Seite eines Allensteiner Freundes Ihre Heimatstadt besuchen zu dürfen. Ich bin sicher, dabei wohl seiner liebevollen Erläuterung von Geschehen und Geschick in dieser Stadt zu bedürfen, ganz gewiss aber hätte mein Begleiter es nicht nötig, mir dort die Wege zu weisen. Auch ohne ihn fände ich das Schloss im

Alle-Bogen, fände zu Markt und altem Rathaus, zu St. Jakobi und zum hohen Tor – und auch zu meinem Patengymnasium.

So hat uns die Patenschaft verwandelt! Wir meinten vielleicht am Anfang, die Gebenden und Gewährenden zu sein, jetzt aber erweist es sich, dass Sie, meine Freunde, neben dem ärmlichen Gepäck der Flucht ein Kostbar-Unverlierbares mit zu uns herübergetragen haben, ein Gut, das auch dem Ärmsten und Ausgeplünderten verbleibt, das sind die in der Seele ruhenden Bilder der Heimat, die unverlierbaren Schätze von Wissen und Erfahrung, von Glück und Leid des Erlebens. Unsere früher so arme Vorstellung von Ostpreußen, das dürre, abstrakte Wissen um seine Geschichte und Kultur, wie sind sie durch die Patenschaft voll und lebendig geworden!

Die Großen aus Ostpreußens Geschichte, sie erscheinen uns nun neu, sie gewinnen als Menschen plastische Gestalt. Wir sehen sie vor dem Hintergrund der Landschaft. Die Dörfer, die Städte, in denen sie geboren, gelebt, gewachsen und gewirkt haben, ragen hinter ihnen auf. Elbing, Mohrungen, Frauenburg, Allenstein und immer wieder Königsberg werden uns durch sie vertraut. Leben und Lebensraum verschmelzen zur Einheit. Zusammenhänge von Charakter und Herkunft, von persönlicher Lebensform und heimatlicher Prägung werden sichtbar, und spürbar wird der Funkenschlag von Inspiration und Anregung von Ost nach West, von West nach Ost. Das kulturelle Erbe Ostpreußens sehen wir nunmehr deutlicher in seinen Bezügen zur Geschichte und Tradition des Landes.

Jetzt ist uns, als ob wir auf eigene Stimmen lauschten! Wir erkennen uns in Ostpreußen wieder, und auf eine ganz neue Weise erscheint uns das geistige Leben des gesamten deutschen Raumes als eine Einheit, als eine geschlossene, kunstvolle Komposition, Ost und West verwebend, wie Kette und Schuss sich gegenseitig durchdringend, unverzichtbar noch in ihrem kleinsten Teil.

So hat sich, meine Damen und Herren, die uns aufgetragene Patenschaft im Laufe der Jahre als ein Geschenk an uns erwiesen. Wie ein lebendiger Organismus entfaltet sie sich und erweist sich als unerschöpflich. Im kleinen abgegrenzten Kreis der Patenschaft spiegelt sich, was allen Deutschen das Land Ostpreußen in der Geschichte groß erscheinen lässt, als ein Land, in das zunächst Jahrhunderte hindurch Menschen anderer deutscher Gaue einströmten, dort ein Kulturvolk formierten und als Grenzlanddeutsche die profilierenden Kräfte sich überschneidender Kulturkreise erfahren; danach aber, ihrer selbst sicher geworden, zurückzuwirken begannen auf das übrige Deutschland, aus dem ihre Vorfahren stammten, um in wechselseitiger Anregung und Teilhabe das Ganze nationaler Zivilisation und Kultur mit zu entwickeln und mitzutragen. Die besondere geschichtliche Prägung der Ostpreußen aber als eines Volkes des Brückenschlages zwischen Ost und West sollte auch heute noch als spezifische Verpflichtung auf dem Wege zu einem Ausgleich zwischen Ost und West angesehen werden und sich als Ferment einer organischen Entwicklung zu Ausgleich und Befriedung im europäischen Großraum auswirken.

Dies war, liebe Allensteiner, mein Weg in die Patenschaft und nach Ostpreußen. Patenschaft erweist sich uns als ein Prozess und bei allem Wandel im Einzelnen und der Verschiebung der Gewichte bleibt sie auch eine Aufgabe für die Zukunft; sie wird immer mehr als verpflichtender Dienst auf lange Sicht erkennbar. Als solche muss sie allen Zermüblingsversuchen, die aus Vergesslichkeit, Unwissen, Gedankenlosigkeit und Leichtfertigkeit kommen, mit gesammelten Kräften entgegenreten. Sie muss dabei zu Formen fortschreiten, die der Vergänglichkeit ihrer Träger widerstehen. Nichts kann uns das stärker verdeutlichen als die Seitenfüllenden wöchentlichen Todesanzeigen im Ostpreußenblatt. Wir müssen uns der Frage stellen: Wer von uns wird noch zum Jahrestreffen in Gelsenkirchen nach zehn oder zwanzig Jahren erscheinen können? Was wird sein, wenn unser Individuelles an historischer Erfahrung im Mahltopf der Geschichte zerrieben sein wird? Wie wird uns und denen, die nach uns kommen, der Übergang zum Überindividuellen, zur objektiven Notwendigkeit der Patenschaft gelingen? Was müssen wir tun und was ist die Mahnung der Stunde an uns? Ich meine, vorab lebendige Teilnahme am geistigen und politischen Leben der Gegenwart. Dabei sollte man mancherorts mehr Verständnis aufbringen für eine sich in Gesprächen und Stellungnahmen oft äußernde starke Unruhe unserer Landsleute aus dem Osten, deren Sorge um den rechten Weg zu Frieden und Verständigung im Geiste der Charta der Vertriebenen sich gelegentlich auch leidenschaftlicher äußert. Ferner meine ich, dass es notwendig ist, das kulturelle Schaffen der Ostpreußen

und hier insbesondere das geistige, künstlerische Wirken der unter uns lebenden Allensteiner zu beachten und in Teilhabe mitzutragen. Die schon seit Jahren bestehende Gemeinschaft der Kulturschaffenden aus Allenstein hat schon frühzeitig die überzeitliche Aufgabe der Vertriebenen klar erkannt und sich ihr hingebungsvoll verschrieben. Die Früchte ihres Schaffens reifen! Das sollte noch stärker ins Bewusstsein aller Allensteiner und Gelsenkirchener dringen und sich auch darin äußern, dass dieses künstlerische Schaffen in die Familien eingebracht wird. Wäre es nicht z. B. eine dankbare Aufgabe, eine kleine Bücherei mit Werken der Allensteiner Kulturschaffenden in unseren Wohnungen, in unseren Schulen aufzustellen, unsere Kinder zu ihrem Gebrauch anzuhalten und sie dadurch auf die einmal fällige Übernahme der Patenschaft vorzubereiten? In das Jahr 1973 fällt der 500. Geburtstag von Nicolaus Copernicus. Dem Range dieses großen Gelehrten und Naturforschers entsprechend wird das Jahr des Gedenkens auch zu einem Jahr besonderer Besinnung auf die Bedeutung Ostpreußens für unsere Zeit werden. Ein soeben erschienener Roman über Copernicus, den man als einen großen Wurf bezeichnen darf, Werk eines Allensteiners aus der Patenschaft, könnte uns für das Jahr des Gedächtnisses einstimmen und rüsten.

Wenn mir der Herr Oberbürgermeister als Repräsentant der Gelsenkirchener Bürgerschaft die hohe Auszeichnung überreicht hat, so muss ich das so auffassen, dass er mir stellvertretend für die Patenschulen der Stadt Gelsenkirchen erneut die Verpflichtung auferlegt,

im Rahmen der Patenschaft Gelsenkirchens über Allenstein die besondere Aufgabe der Schulen treuhänderisch zu übernehmen und Möglichkeiten ihrer Lösung immer wieder neu zu bedenken. Eine neue, zeitgerechte und auf Dauer angelegte Patenschaftspflege der Schulen sollte und könnte gefunden werden. Die dazu notwendige Hilfe und Förderung der Stadtvertretung – und hier insbesondere des Kulturamtes – glaube ich als eine stille, aber wertvolle Zugabe zur Ehrung am heutigen Tage mitnehmen zu dürfen.

So sollte ein jeder von uns, sei es Allensteiner oder Gelsenkirchener, sich aus den vielfältigen Möglichkeiten zur Pflege der Patenschaft die ihm angemessene wählen. Es ist an der Zeit, über sich hinauszudenken, Freunde zu gewinnen, die Weitergabe von Erfahrung und Wissen nicht zu versäumen! Lassen wir uns eindringlich mahnen, dass wir im 26. Jahr nach der Vertreibung stehen und die Dynamik des geschichtlichen Geschehens entscheidenden Stationen zuzustreben scheint. Ostpreußen muss sich in jedem von uns weiterentwickeln, Patenschaft bleibt Aufgabe jedes einzelnen wie auch nicht abweisbares, auferlegtes Geschick unserer Gemeinschaft. Sie ist Verpflichtung vor der Vergangenheit und zugleich Verantwortung vor der Zukunft. Wir halten in ihr zusammen aus Gewissensgründen! Gemeinsam tragen wir ein Vermächtnis, für dessen lasche oder getreue Verwaltung wir einzustehen haben, in wechselseitiger Dankbarkeit für die empfangenen Gaben, in Beharrlichkeit und Treue zu unseren Grundsätzen! „Glückauf!“ für eine unverbrüchliche und lebendige Patenschaft!

Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung eröffnet

www.flucht-vertreibung-versoehnung.de



Dokumentationszentrum in der Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

Am 21. Juni 2021 wurde im Deutschlandhaus in Berlin im Beisein von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel das Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung feierlich eröffnet und damit ein neues Kapitel der Erinnerungskultur aufgeschlagen. Das 1927 errichtete Gebäude, das in den frühen 1960er Jahren von seinen Kriegsschäden befreit worden war, wurde noch unter Konrad Adenauer der „nationalen Pflege der ostdeutschen Kultur“ gewidmet. Nach dem Mauerbau wurde das bundeseigene Gebäude bald zum Anlaufpunkt vieler Flüchtlinge aus der DDR. Zudem hatten im Deutschlandhaus viele Jahre

lang Landsmannschaften der Heimatvertriebenen ihre Büros. Um die Jahrtausendwende wurde das Gebäude dann zum Standort der neu zu schaffenden Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung bestimmt. Bei den umfangreichen Arbeiten am Haus wurden die Ausstellungsflächen, eine Bibliothek, ein Zeitzeugenarchiv sowie ein Restaurant eingerichtet, die nun der Öffentlichkeit übergeben werden konnten.

Der Eröffnung waren viele Diskussionen vorangegangen, die sich um die Grundfrage drehten, wie man Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkrieges und

danach darstellen kann, ohne den geringsten Zweifel zu lassen, dass sich Deutschland seiner bleibenden Verantwortung für die deutschen Verbrechen des Krieges und die Ermordung der europäischen Juden bewusst ist, erklärte Dr. Gundula Bavendamm, Direktorin der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, bei der Eröffnungspressekonferenz.

„Wie haben wir nun den eingangs erwähnten inhaltlichen Balanceakt gelöst? Als einzigartiger Lern- und Erinnerungsort schließt das Dokumentationszentrum eine Lücke, nicht nur in der deutschen Erinnerungslandschaft. Das Publikum erfährt von den Ursachen, Dimensionen und Folgen staatlich angeordneter Bevölkerungsverschiebungen, vor allem in der europäischen Geschichte. Unser Ansatz ist wissenschaftlich fundiert, sagte Dr. Gundula Bavendamm und fügte hinzu: „Die Grundstimmung im Stiftungsauftrag wird austariert zwischen allgemeinen und auch vergleichbaren Phänomenen, einer europäischen Geschichte der Zwangsmigrationen und dem historisch Besonderen der deutschen Geschichte.“

Die Ausstellung des Dokumentationszentrums zeigt auf über 1500 Quadratmetern etwa 700 Exponate, 250 historische Fotos und 140 Karten. 64 Medienstationen und 100 Objekte vermitteln in Verbindung mit einem mehrsprachigen Audioführer zusätzliche Informationen. Dabei sollen die

drei Leitmotive „Inklusion“, „Partizipation“ und „Perspektivwechsel“ im Vordergrund stehen. Mit dem Perspektivwechsel verbunden sind besondere Objekte, zu denen jeweils drei verschiedene Blickwinkel präsentiert werden. Das reicht von einem polnischen Umsiedlungsplakat bis zum Friedensvertrag von Bosnien und Herzegowina aus dem Jahr 1995.

Mit dem Dokumentationszentrum wird endlich in der Bundeshauptstadt Berlin an das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen erinnert und gleichzeitig deren herausragenden Beitrag zum Wiederaufbau des zerstörten Nachkriegsdeutschlands, dem Wirtschaftswunder in der neu gegründeten Bundesrepublik und damit zu unserem heutigen Wohlstand gewürdigt.

Das Dokumentationszentrum soll aber nicht nur ein Museum sein. Bereits jetzt ist die Nachfrage von Journalisten, Wissenschaftlern und Familienforschern nach den hier zusammengetragenen Unterlagen riesig. Für sie bietet das Zentrum eigene Handreichungen und eine Beratungsstelle. Damit wird auch deutlich, dass noch längst nicht alle Fragen beantwortet sind und die Dimension von Vertreibungen weit über ihren Entstehungszeitraum hinausreicht.

Das Dokumentationszentrum ist außer an gesetzlichen Feiertagen Di-So von 10 bis 19 Uhr geöffnet. Der Eintritt ist frei.

Bildernachweis: © Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung

Rundgang durch das Dokumentationszentrum



Foyer und Aufgang zum ersten Obergeschoss





Blick in das erste Obergeschoss und die Bibliothek





Blick in die ständige Ausstellung





Objekte der ständigen Ausstellung





Objekte der ständigen Ausstellung





Treppe zum zweiten Obergeschoss



Blick in die Sonderausstellung „Unser Mut“, Juden in Europa 1945-48



Objekte der Sonderausstellung „Unser Mut“

Wanderungen durch das Ermland



WĘDRÓWKI PO WARMII w akwareli MELANII OŁĘDZKIEJ



Mit ihrem großformatigen Album „Wanderungen durch das Ermland“ (23,5 x 27 cm, 115 Seiten) bietet Melania Ołędzka, eine bekannte regionale Malerin, begeisternde Einblicke in die Schönheit des südlichen Ostpreußens.

Die Lehrerin und ausgebildete Künstlerin widmete ihr ganzes Leben der Malerei; ihre Werke wurden an vielen Orten der Region ausgestellt. Ihr künstlerisches Talent nutzte Ołędzka auch für die Bedürfnisse behinderter Kinder, mit denen sie in Schulen für Gehörlose arbeitete und eine speziell erarbeitete Kunsttherapie für Rehabilitationszwecke anwandte. Für ihre langjährige Arbeit und besondere Leistungen wurde die Malerin mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Das Interesse an der reichen Geschichte der Region sowie ihrer Schönheit bewirkt, dass Themen, die die Künstlerin am häufigsten aufgreift, die Natur und anthropogenische Elemente Allensteins und dessen Umgebung sind. Ob Öl, Pastell, oder Aquarell - in jeder dieser Maltechniken schafft Ołędzka außergewöhnliche Werke. So auch das vorliegende Album, in dem Kunstliebhaber einzigartige Darstellungen von Guttstadt, Heilsberg, Wormditt, Wartenburg oder Dietrichswalde bewundern können. Mit ihren Aquarellbildern, die durch warme Farben, leichte Pinselstriche und künstlerischen Geschmack sowie Sensibilität gekennzeichnet sind, unterstreicht die Malerin die Schönheit der wunderschönen ostpreußischen Natur und ihrer Wälder, Flüsse und Seen. Ihre Inspiration schöpft sie nicht nur aus der Natur, sondern auch aus den von zuvor lebenden Menschen erschaffenen Bauwerken.



Die Ermland-Brauerei vor dem Allensteiner Schloss

Das Album zeigt u.a. historische Kirchen und prächtige Gebäude weltlicher Architektur. Beim Betrachten der Blätter fühlt man sich mitgenommen auf eine

Reise durch beeindruckende Landschaften, Naturszenen zu allen Jahreszeiten und genießt den besonderen Charme der abgebildeten Sehenswürdigkeiten.



Die Jakobi-Kirche in Allenstein

Die Reise durch das Ermland ist auch eine Zeitreise, denn an einigen Orten greift Olędzka auch auf frühere Darstellungen zurück, so dass den Betrachter

Eindrücke aus der Vergangenheit und der Gegenwart erwarten. Die umfangreiche Sammlung von Gemälden begleiten stimmungsvolle Texte, die das Album gliedern und in die Kunstrezeption einführen bzw. sie erleichtern. Sie verleihen den präsentierten Werken eine besondere Aussagekraft und erläutern die Perspektiven, aus denen die Malerin die sie umgebende Region wahrnimmt.



Der Wallfahrtsort Dietrichswalde

Das in Deutsch und Polnisch verfasste Album kann zum Preis von 30 Euro plus Versandkosten über die Stadtgemeinschaft bezogen werden.

Dawid Kazański/PAZ

40 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen



Seit 1981 hat das Kulturzentrum Ostpreußen seinen Sitz im Westflügel des imposanten barocken Deutschordensschlosses in Ellingen/Bayern.

Bevor aber das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen seine Türen öffnen konnte, vergingen drei Jahre der Vorbereitung. Am 16. September 1978 übernahm der Freistaat Bayern die Patenschaft für die Landsmannschaft Ostpreußen. Hintergrund war, dass Bayern nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges rund zwei Millionen Flüchtlinge aufgenommen hatte, wobei neben den Sudetendeutschen auch die Ostpreußen eine große Gruppe bildeten.

In der Patenschaftsurkunde hieß es: „Die Übernahme dieser Patenschaft will ein Zeichen der Verbundenheit mit den ostpreußischen Landsleuten, des Dankes für Einsatz und Leistung und der rückhaltlosen Gemeinschaft in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg sein.“

Namhafte Ehrengäste der Politik, der Wissenschaft und der Landsmannschaft Ostpreußen waren bei der Eröffnung des Kulturzentrums am 25. August 1981 in der prächtigen Schlosskirche anwesend. Sechs Räume standen damals zur Verfügung, in denen ein Archiv, eine Bibliothek und eine Ausstellungsabteilung eingerichtet wurden. Primär war die Einrichtung zuerst eine Auffang- und Sammelstelle für die weit verstreuten ostpreußischen Kulturgüter. Doch der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Ottfried Henning, ließ bei der Eröffnung anklängen, dass ein weiterer Ausbau im Schloss unerlässlich sei, um eine wirklich repräsentative Darstellung Ostpreußens und seiner Bedeutung in Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft und Verbindung zu Osteuropa geben zu können.

An dieser Grundkonzeption wird seit 40 Jahren festgehalten, die Erweiterung konnte jedoch erst Anfang der 1990er Jahre erfolgen, nachdem der Freistaat Bayern die Räume umfassend ausbauen und renovieren ließ. Seit Sommer 1993 stehen mehr als 1500 qm Nutzfläche auf drei Etagen zur Verfügung.

So befinden sich in den Sammlungs- und Archivbeständen Schriftquellen jeglicher Art, von privaten Aufzeichnungen über Zeitschriften und Zeitungen bis hin zu umfangreichem Verwaltungsschriftgut. In den Sammlungen befinden sich umfangreiche materielle Zeugnisse, kunsthandwerkliche Arbeiten wie Keramik und Wandteppiche, Gebrauchsgüter wie Spielzeug, Trachten, Gläser und Geschirr sowie Jagdwaffen und vieles mehr.

Zum Anspruch eines kulturellen Zentrums gehören ferner Gemälde, Skulpturen und Graphiken ostpreußischer Künstler, aber auch Gold- und Silberschmiedearbeiten sowie die größte Bernsteinsammlung des süddeutschen Raumes. Ergänzt wird das Archiv durch Bildmaterial, Diapositive, Filme, Ansichts- und Landkarten und Tonträger aller Art.

Öffentlichkeitswirksam zeigt sich das Kulturzentrum in Ellingen neben einer Dauerausstellung mit seinen geschichtlich geprägten Sonderschauen, ergänzt durch regions- oder personenbezogene Kabinettausstellungen im eigenen Gebäude, aber auch in ganz Polen und vorwiegend in der Region zwischen Weichsel und Memel. Um den Inhalt dieser Sonderschauen einem breiten Publikum präsentieren zu können, wurden rund 30 dieser

Ausstellungen in Buchform beschrieben, die über das Kulturzentrum erhältlich sind.

Die Sonderschauen umfassen ein weites Spektrum, das seinen Ausgang in der über 700-jährigen Geschichte Ostpreußens nimmt. „Entlang der Weichsel und Memel“ – die historischen Landkarten und Stadtansichten wurden an 17 Orten in Polen gezeigt und auch in Dauerausstellung im Barockschloss sind ausgewählte Exponate zu sehen.

Die Beschreibung der Natur – des „Landes der dunklen Wälder und kristall'nen Seen“ nahm mit Fotoausstellungen wie „Das Ermland – ein Vogelparadies“ mit Bildern von Andrzej Waszczuk oder „Die vier Jahreszeiten in Ermland und Masuren“ von Mieczysław Wieliczko in all den Jahren breiten Raum ein. Städtebeschreibungen von Saalfeld, Lyck, Königsberg, Cranz, Goldap, Lötzen, Rastenburg, Johannsburg und Tilsit, meist zweisprachig in Deutsch und Polnisch oder Deutsch und Russisch wurden so gestaltet, dass sie in diesen Städten an exponierter Stelle als Dauerausstellung den heutigen Einwohnern einen Einblick in die Geschichte geben.

Bernstein – das „Gold der Ostsee“ – seine Herstellung, seine Verarbeitung und besondere Exponate sind in einer Dauerausstellung in Ellingen zu sehen. Ergänzt wurde das Thema in Zusammenarbeit mit dem Bernsteinmuseum in Kaliningrad in gegenseitigen Sonderschauen. Die Wirtschaft des Landes wurde mit Keramik aus Cadinen und der Bierherstellung in zahlreichen Brauereien beleuchtet, wobei die Brauereigeschichte bis in die heutige Zeit dargestellt ist.

Kurt Frick, Johann Gottfried Herder, Immanuel Kant, Nikolaus Kopernikus, E. T. A. Hoffmann und Arno Holz sind Beispiele für die geistigen und künstlerischen Impulse, die aus Ostpreußen kamen.

Ein besonderes Kapitel ist die 800-jährige Geschichte des Deutschen Ordens, das in einem besonderen Zusammenhang mit dem Deutschordensschloss steht, in dem das Kulturzentrum in Ellingen untergebracht ist. Die architektonischen Leistungen beim Bau der Burgen und Schlösser werden durch zahlreiche vorhandene Gemälde dokumentiert und die Leistung des Kulturzentrums durch mehrmalige Besuche der Hochmeister gewürdigt.

Bedeutende Personen und Schlüsselereignisse fanden mit Dokumentationen zu „Krönungen in Preußen“, „Königin Luise, Napoleon und der Frieden von Tilsit 1807“, „August 14“ und „Volksabstimmung in Ost- und Westpreußen“, „Die Wolfsschanze“ und dem Luftangriff auf Ellingen Eingang in Ausstellungen, bei denen wertvolle Originalexponate und internationale Leihgaben gezeigt wurden. In den letzten Jahren wurden zudem zweisprachige Zeitzeugenprojekte durchgeführt, um originale Stimmen über die Jugendjahre in Allenstein, auf ostpreußischen Gütern oder in Königsberg zu erhalten, aber auch, um Erfahrungen der „Neubürger“ im Westen festzuschreiben.

Geschichten aus der Künstlerkolonie Nidden mit Carl Knauf, Georg Gelbke, Richard Birnstengel, Alfred Teichmann, Ernst von Glasow wechseln sich mit Spezialthemen wie der Pferdezucht in Ostpreußen, besonders mit der Geschichte in Trakehnen ab.

Diese Themen gehen auch in den Bildungsauftrag ein, den das Kulturzentrum Ostpreußen neben den Ausstellungen mit dem Ostermarkt „Frühlingserwachen“ und dem Herbstmarkt, bei dem auch ostpreussische Handwerkskunst wie das „Doppelstricken“ gezeigt und gelehrt wird, ausführt. Dazu kommen Ferienaktionen für Schüler, Besuche von Kindergartengruppen und die Durchführung von Kindergeburtstagen in der nicht alltäglichen Umgebung eines Museums.

Eine mithilfe des Fördervereins entstandene 50-seitige Festschrift zum 40-jährigen Jubiläum vermittelt neben der Beschreibung der Bauphasen einen ausführlichen Überblick über die Arbeiten des Kulturzentrums, die bis Ende 2021 durchgeführten 144 Ausstellungen in polnischen, russischen und litauischen Kultureinrichtungen und die zahlreichen Publikationen der vergangenen Jahre. Sie kann zum Preis von 5 Euro zuzüglich Porto und Versandkosten über das Kulturzentrum Ostpreußen bezogen werden.

Manfred E. Fritsche

Abschied von meinem Vater

Von Ernst Wiechert

Stunde auf Stunde fuhren wir durch den Wald. Zuerst suchten wir nur die Stellen auf, an denen die Bilder der Erinnerung standen, aber dann fuhren wir, um „das Ganze“ zu bekommen. Es war uns, als müssten wir uns erfüllen bis zum Grunde mit den Bildern aller Wälder und Seen, aller Moore und aller lautlos ziehenden Wolken, aller großen Einsamkeit und aller Düfte und Stimmen, die aus der besonnten Erde aufstiegen. Wir würden sie niemals wiederfinden, und so lange hatten wir sie entbehren müssen. Wir sahen hohe Gatter, die man um den Wald gezogen hatte, um das Rotwild am Austreten zu hindern, und es konnte ja sein, dass man um dies alles einmal Gitter zog und dass wir nur von Ferne würden hinüberblicken dürfen in das verheißene Land. Keiner von uns wusste, was den Menschen noch in den Sinn kommen würde und wie sie

mit Gott und Erde und Wald verfahren und handeln würden.

Aber noch blühten die hohen Lupinen an den Wegrändern, die Schmetterlinge warfen ihr Farbenspiel von Staude zu Staude, die Sperber kreisten klagend über dem Stangenholz, und aus den blauen Tälern wehte es kühl und sanft wie vor langer Zeit.

Der andere See lag dunkel wie stets zwischen den Wänden von Schilf, und an seinem Ende flimmerte die Wiese, auf der Trilljam gehalten hatte, mit seinem gelben Mantel und seinem gelben Pferd. Aber sein Böses war längst versunken, ausgelöscht von der Gerechtigkeit der Jahre, und nur ein blasses Traumbild war von ihm geblieben, das hinter den fernen Erlen in der Sonne zerglitt oder im schwarzen Fließ versank.

Gereinigt war die Welt von allem Bösen, wie wir dort unter den blauen und

weißen Blumen hielten und die langsam sinkende Sonne uns mit rotem Licht umwob. Mein Vater hatte die Hände über dem Stock gefaltet und blickte über Wald und See. Ich wusste nicht, ob er in das Vergangene oder in das Zukünftige sah. Aber es würde sich ihm nun wohl zusammenschließen in den großen Ring, wo alles Anfang und alles Ende ist. Sein Wald war gewachsen, seine Söhne waren gewachsen. Er hatte manches dazu getan und manches versäumt. Aber das Getane und das Versäumte hatte das Schicksal still in seine Hände genommen, hatte geformt, geleitet und gewandelt, nach einer tieferen Einsicht und einem tieferen Gesetz, und er konnte nun ruhig hinsehen über seine achtzig Jahre. Er hatte erkannt, dass die Menschenhand eines der kleinsten Werkzeuge in Gottes Haushalt ist. Einmal trafen wir einen Mann mit der Axt über der Schulter, der vor uns die Straße kreuzte. Es war nichts Besonderes an ihm, wie er still und stetig vor sich hin ging, uns kaum mit einem Blick streifend, und wieder in den Wäldern versank. Aber wir sahen ihm lange nach. Er war der einzige Mensch auf unserer Fahrt, und alles schien uns bedeutungsvoll an ihm: die Schirmmütze über dem stillen Gesicht, die geneigten Schultern, der lange und ruhige Schritt derer, die immer allein durch die Wälder gehen. Es kam uns vor, als sei er für alle, die dort gegangen, die wir gekannt hatten, Hausmeister, Waldarbeiter und kleine Kätner, ein langer Zug, und viele Tote gingen in ihm. Die Bildung hatte sie nicht erleuchtet, das Wort Gottes war oft nur auf ihren Lippen zu Hause, und das Gesetz war selten ihr Bruder gewesen. Aber wir hatten gelebt mit

ihnen, sie waren die Menschen unserer großen Einsamkeit gewesen, Helfer oder Feinde. Die Sonne hatte kaum ihren Sonntag beschienen, ihr Garten trug ihnen keine Rosen. Aber an diesem Lande hatten sie teilgehabt mit Leben und Sterben, an Wald und See, an Wiese und Feld. Und nicht zuletzt an dem großen Feuer, das die Geschichte angezündet hatte über dieser schweigenden Erde.

„Sind sie auch so bei euch, dort unten?“ fragte mein Vater. „Nein, sie sind anders, aber auch sie haben ihre Mühe und Not.“

Es war uns schwer, weiterzufahren. So still war dieser abendliche Ort. Nur die Rohrsänger schwatzten am Ufer vor sich hin, und der herbe Ruf des Tauchers hob sich ab und zu über die stille Welt. Hinter dem blauen Hochwald musste der Schreiadlerhorst liegen, und wenn ich die Augen schloss, war es wie damals. Die Zeit hielt an und drehte sich langsam zurück, Speiche für Speiche, wie ein ausschwingendes Rad. Bis an die Tür des Paradieses. Sie tat sich auf, und wie hinter einem Schleier war noch einmal der Garten Eden zu sehen, Baum und Tier und der kindliche Mensch, und keine Hand noch hatte den Baum der Erkenntnis berührt.

„Nun wollen wir noch zum großen See“, sagte mein Vater. Lange sahen wir von der Höhe auf das dunkle Wasser. Am anderen Ufer, vor der Schilfwand, stand ein Fischer in seinem grauen Kahn, und die sinkende Sonne legte ein feuriges Band um jede Linie seiner Gestalt. Die letzten Wolken sanken rötlich beglänzt unter den Horizont. Die Nacht war schon zu ahnen, eine große, lautlose Nacht,

in der die Sternbilder vom Aufgang zum Niedergang wandeln würden und ihre Spiegelbilder im unbewegten Wasser. In der Tau fallen würde auf Pflanzen und Baum und auf die Gewebe der Spinnen, die sich von Schilfhalm zu Schilfhalm schlangen. In der die Erde sich tränken und unsere Spuren matter werden würden, bis der Sand sie verwehte und das Gras sie überwuchs.

Der ferne Kahn glitt nun lautlos an der Rohrwand entlang und unter ihm sein Spiegelbild, bis sie in einer Bucht des Schilfes verschwanden. Die Nacht konnte kommen. Der Mensch hatte ihr Platz gemacht.

Ich pflückte eine Handvoll Erdbeeren, und wir aßen sie zusammen. Sie waren noch warm von Tag und Sonne. Dann fuhren wir fort. Und dann verirren wir uns in unserem Walde. Wir suchten die alten Jagensteine, aber sie waren fort. Fremde Gatter liefen den Weg entlang, und es dauerte eine Weile, bis wir wieder die Straße fanden. Mein Vater schüttelte den Kopf, und es schien mir, als sei er noch tiefer zusammengesunken.

Doch wollte er noch einmal das Haus sehen, und wir fuhren auf den Hof. Das Tor stand offen, und niemand war da. Die Esche ragte hoch über den Giebel, und die Blumen dufteten in der Abendluft. Wir sahen lange auf die Schwelle, die von unseren Füßen schief geworden war. Es war ganz still, als ob niemand mehr hier lebte. Nur eine Drossel sang in einer Fichte am Waldrand. Mein Vater wandte den Kopf und lächelte. Er hatte alles andere vergessen. „Schön singt sie“, sagte er. „Nirgends sangen sie so schön wie hier ...“ Dann fuhren wir leise durch das offene Tor hinaus.

Am nächsten Morgen musste ich Abschied nehmen. Wir wussten alles, aber wir ließen es uns nicht merken. Mein Vater und Tante Veronikas Schwester standen am Zaun. Sein Gesicht war wie immer gütig, mit einem leisen Schimmer der Traurigkeit, der nur mir vernehmlich war. Und ich dachte, ob es mir auch einmal gegeben sein würde, so still und ruhig dazustehen, wenn das Leben Abschied von mir nähme, und keinen Schlag des Herzens hinauszulassen in die Sichtbarkeit, damit es den anderen leichter würde. Er hatte niemals etwas gelesen von den Großen des Geistes, die Adel und Stille und Haltung verlangten vor den Bildern des Lebens wie vor denen des Todes. Er hatte nur seinen Wald gehabt und dreißig Jahre der Einsamkeit. Und die Bibel, in der er zu lesen pflegte, so lange seine Augen die Buchstaben erkennen konnten. Die lauten Forderungen seines Zeitalters waren unbeachtet an ihm vorübergegangen. Er betrachtete sie wie seltsame Traumbilder kranker Kinder. Sein Wald war nicht laut und lärmend gewesen, so brauchten es die Menschen auch nicht zu sein.

So hatte er sein Gesetz aus Wenigem geschöpft. Oft war er in die Irre gegangen, aber das Alter hatte ihm Weisheit geschenkt und das gütige Lächeln derer, die still zugesehen haben, wie die Menschheit ihre bunten Reifen über die Straßen trieb.

Ein halbes Jahr später (1937) trugen sie meinen Vater auf den kleinen Friedhof vor seinem Hause. Kiefern stehen dort im Sand, und der Blick geht weit hinaus über die Felder und Wiesen bis zu dem großen Wald, von dem er Abschied genommen hatte mit mir. Die großen Wolken meiner

Heimat ziehen über den stillen Platz, der Schrei der Kraniche und der Wildgänse fällt aus der Höhe hernieder, und wenn der Wind von Osten

kommt, bringt er den strengen Atem des Waldes mit. Es ist ein schöner Platz für jemanden, der in seinem Leben viel allein gewesen ist.

Die Ergebnisse der CELLO-Studie

In den letzten Jahren hatten wir, die Arbeitsgruppe „Stressbezogene Erkrankungen“ am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim, mehrmals in den ostpreußischen Heimatbriefen um Teilnehmer für die sogenannte CELLO-Studie zu den gesundheitlichen Folgen von Flucht und Vertreibung geworben. Nach einer mehrjährigen Phase der Rekrutierung von Studienteilnehmern und der Auswertung der erhobenen Daten aus Fragebögen und Speichelproben freuen wir uns, Ihnen erste Ergebnisse aus der Studie präsentieren zu können. An dieser Stelle danken wir auch noch einmal den vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die uns Auskunft zu ihrer Flucht- und Vertreibungsgeschichte und zu ihrer Gesundheit gegeben sowie mehrere Speichelproben abgegeben haben. Ohne diese große Teilnahmebereitschaft wäre die Studie nicht möglich gewesen.

Ziel der CELLO-Studie ist es, die langfristigen gesundheitlichen Folgen von Flucht und Vertreibung während der Kindheit zu untersuchen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf bestimmten Erkrankungen, insbesondere Depression und Diabetes mellitus, und andererseits dem körpereigenen Stresssystem, welches über das Stresshormon Cortisol untersucht werden kann.

Dabei wurden zwei Personengruppen untersucht. Zum einen wurden Personen untersucht, die selbst im Rahmen des zweiten Weltkrieges noch Flucht und Vertreibung aus Ostpreußen erlebten (im Folgenden als „Betroffene“ bezeichnet), um zu prüfen, ob traumatische Kindheitserlebnisse gesundheitliche Folgen bis ins hohe Alter haben können. Zum anderen wurden Personen untersucht, von denen mindestens ein Elternteil Flucht und Vertreibung aus Ostpreußen erlebte (im Folgenden als „Nachkommen“ bezeichnet), um zu prüfen, ob Folgen von traumatischen Kindheitserlebnissen die Gesundheit der nächsten Generation beeinflussen können.

Die Bereitschaft zur Teilnahme an der Studie war groß. Insgesamt konnten je nach Analyse die Angaben von 155-185 Teilnehmenden aus der Betroffenen-Generation und 190-230 Teilnehmenden aus der Nachkommen-Generation ausgewertet werden.

Im Folgenden werden die bisherigen Ergebnisse der CELLO-Studie vorgestellt. Das erste Teilprojekt im Rahmen der Studie beschäftigte sich mit den Erkrankungen Depression, Diabetes mellitus und Adipositas (starkes Übergewicht), das zweite Teilprojekt mit Veränderungen des Stresshormons Cortisol.

In den Auswertungen des ersten Teilprojektes der CELLO-Studie wurden

insbesondere die Erkrankungen Depression, Diabetes mellitus Typ 2 und Adipositas betrachtet. Hier konnten einige interessante Ergebnisse festgestellt werden, die im Folgenden beschrieben werden. Zur besseren Übersicht werden zuerst die Auswertungsergebnisse der Studienteilnehmer aus der Betroffenen-Generation dargestellt. Im anschließenden Abschnitt werden die Ergebnisse der Nachkommen-Generation beschrieben.

In der Betroffenen-Generation zeigte sich, dass frühkindliche Missbrauchserfahrungen und Vernachlässigungen zu erhöhten Wahrscheinlichkeiten für spätere Depressionen führten. Insbesondere wenn die Betroffenen in ihrer Kindheit körperlich und emotional vernachlässigt wurden oder körperlichen Missbrauch erfahren haben, stieg die Wahrscheinlichkeit für depressive Episoden an. Je ausgeprägter die Vernachlässigung oder der Missbrauch war, desto höher war auch die Wahrscheinlichkeit für eine Depression oder depressive Symptomatik im Vergleich zur deutschen Allgemeinbevölkerung. Generell zeigte jedoch die Auswertung unserer Daten, dass die Betroffenen geringere Wahrscheinlichkeiten für Depressionen haben als die deutsche, altersgleiche Bevölkerung. So haben etwa 17 Prozent der CELLO-Studienteilnehmer angegeben, dass sie bereits unter einer Depression gelitten haben oder aktuell leiden, während in der deutschen Vergleichsbevölkerung 28% Prozent bereits unter einer Depression gelitten haben oder aktuell leiden (Busch, Maske, Ryl, Schlack, & Hapke, 2013).

Eine sehr große Anzahl der Studienteilnehmer berichtete von einer mittelstarken bis starken Hungersnot während der Vertreibung aus Ostpreußen und auch noch nach Ankunft in der „neuen Heimat“. Daher haben wir uns im Folgenden zusätzlich die Zusammenhänge zwischen Hungersnot in der Kindheit sowie dem späteren Risiko, an Diabetes zu erkranken, angesehen. Hier zeigten sich, sowohl für Männer als auch für Frauen, verringerte Wahrscheinlichkeiten an Diabetes zu erkranken im Vergleich zur deutschen altersgleichen Bevölkerung, wenn sie in der Kindheit unter einer länger anhaltenden Hungersnot gelitten haben. In der Betroffenen-Generation gaben 18,4 Prozent an, dass sie unter Diabetes leiden oder einmal gelitten haben, während die deutsche altersgleiche Bevölkerung in 30,4 Prozent der Fälle unter Diabetes leidet oder litt (Heidemann, Du, Schubert, Rathmann, & Scheidt-Nave, 2013). Ebenfalls verringert zeigt sich bei der Betroffenen-Generation die Wahrscheinlichkeit, an starkem Übergewicht (Adipositas) zu leiden.

In der Generation der Nachkommen zeigte sich, wie auch bei der Generation der Betroffenen, dass frühkindliche Missbrauchserfahrungen und Vernachlässigungen zu erhöhten Wahrscheinlichkeiten für das Auftreten von Depressionen führten. Auch hier zeigten insbesondere die körperliche und emotionale Vernachlässigung sowie der körperliche Missbrauch signifikant erhöhte Prävalenzen für Depression und depressive Symptomatik. Im Allgemeinen wurden bei den Teilnehmern der Nachkommen-Generation erhöhte Wahrscheinlichkeiten, an ei-

ner Depression zu erkranken, gefunden. 38,3 Prozent der Studienteilnehmer gaben an, dass sie an einer Depression leiden oder im Leben einmal daran gelitten haben, während es in der deutschen altersgleichen Bevölkerung nur etwa 14,4 Prozent sind (Busch et al., 2013). Insbesondere wenn die Eltern der Nachkommen, also im Falle unserer Studie die „Betroffenen-Generation“, an Depression leiden oder gelitten haben, hatten auch die Nachkommen erhöhte Wahrscheinlichkeiten, eine Depression zu erleiden. Ebenfalls erhöhte Prävalenzen für Depression im Vergleich zur deutschen Vergleichsbevölkerung zeigte sich bei den Nachkommen, wenn die Eltern unter posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) leiden oder gelitten haben. Die Nachkommen, deren Eltern während ihrer Kindheit unter Hungersnot gelitten haben, zeigten bei unseren Auswertungen eine verringerte Wahrscheinlichkeit, an Diabetes zu erkranken. Nur 4,6 Prozent unserer Studienteilnehmer aus der Generation der Nachkommen gaben an, unter Diabetes zu leiden oder früher einmal gelitten zu haben. Im Vergleich dazu liegt die Lebenszeit-Prävalenz für Diabetes im gleichen Alter in der deutschen Bevölkerung bei 18,9 Prozent (Heidemann et al., 2013). Für Adipositas zeigen die Nachkommen der aus Ostpreußen Vertriebenen jedoch erhöhte Prävalenzen im Vergleich zur deutschen altersgleichen Allgemeinbevölkerung.

Das zweite Teilprojekt beschäftigte sich mit dem Stresshormon Cortisol. Hierzu sammelten die Teilnehmenden der Studie Speichelproben zu bestimmten Zeiten am Morgen und

Abend. Aus diesen Speichelproben konnte dann die Konzentration des Hormons bestimmt werden. Cortisol ist ein Hormon, das in der Nebenniere gebildet wird und dessen Konzentration tageszeitlichen Schwankungen unterliegt. So ist z.B. die Cortisolkonzentration am Morgen meist am höchsten und fällt dann über den Tagesverlauf ab.

Cortisol ist das wichtigste „Stresshormon“ und wird bei Stress vermehrt ins Blut ausgeschüttet. Störungen des Cortisol-Tagesrhythmus und der Hormonausschüttung bei Stress wurden bereits in anderen Untersuchungen mit verschiedenen psychischen Erkrankungen in Verbindung gebracht. Bisher liegen zu den Cortisol-Untersuchungen der CELLO-Studie erst die Ergebnisse der Personen aus der Betroffenen-Generation vor, die im Folgenden dargestellt werden.

Eine wichtige Größe in diesem Zusammenhang ist die Gesamt-Cortisolkonzentration über den Tag. Die Auswertungen ergaben, dass bestimmte traumatische Kindheitserfahrungen während Flucht und Vertreibung mit einer niedrigeren Gesamt-Cortisolausschüttung über den Tag verbunden waren. Das traf insbesondere auf Probanden mit individuellen Gewalterfahrungen durch körperliche Gewalt oder sexuelle Übergriffe, aber auch Hunger zu. Interessanterweise zeigte sich dieser Zusammenhang nur dann, wenn Flucht und Vertreibung im höheren Kindes- und Jugendalter (ab 6 Jahren) stattfanden.

Eine weitere wichtige Kenngröße des Hormons Cortisol stellt die „Spannweite“ dar, also die Größe des Unterschiedes zwischen den höchsten Konzentrationen am Morgen und den

niedrigen Konzentrationen am Abend. In anderen Forschungsarbeiten wurde eine niedrige „Spannweite“ meist mit gesundheitlicher Beeinträchtigung in Verbindung gebracht.

In der CELLO-Studie waren vor allem Erfahrungen der flucht- und vertreibungsbedingten „Vernachlässigung“ wie Trennung von den Eltern und anderen Bezugspersonen oder auch Hunger mit einer hohen „Spannweite“ bei den Cortisolwerten verbunden. Das könnte evtl. darauf hindeuten, dass die Betroffenen die genannten Erfahrungen der „Vernachlässigung“ langfristig meist gut verarbeiten konnten und insgesamt eine gute Gesundheit, zumindest im Bereich des Stresssystems, entwickelt haben.

Insgesamt konnte die CELLO-Studie also interessante Ergebnisse feststellen. Einerseits scheinen bestimmte

schwierige Kindheitserfahrungen vermehrt zu gesundheitlicher Beeinträchtigung wie Depression geführt zu haben. Auf der anderen Seite scheinen Diabetes mellitus, Adipositas und bestimmte Eigenschaften in der körpereigenen Stressregulation durch traumatische Kindheitserfahrungen sogar eher günstig beeinflusst worden zu sein.

Wir möchten uns an dieser Stelle noch einmal bei allen bedanken, die die Studie möglich gemacht haben, insbesondere bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern und bei den Heimatbriefen, die uns bei der Suche nach Teilnehmenden unterstützt und auf die CELLO-Studie aufmerksam gemacht haben.

Ihr Team der CELLO-Studie

Neue Studiengänge der Allensteiner Universität



Neubau der Rechts- und Verwaltungswissenschaften

Die Universität Ermland-Masuren in Allenstein wirbt mit einem erweiterten Bildungsangebot um Studenten. Im Studienjahr 2022/2023 wird beispielsweise die neue Studienrichtung Steuerberatung hinzukommen. Die Analystengruppe, die die Entwicklungsstrategie der Universität ausarbeitet, sah einen Bedarf im Bereich der Steuerberatung. Deshalb wird die Fakultät für Rechts- und Verwaltungswissenschaften der Allensteiner Uni ab dem neuen Studienjahr Experten für Steuerberatung ausbilden. Die Lehrveranstaltungen werden von Dozenten der oben genannten Fakultät und der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften durchgeführt. Die Idee, einen solchen Studiengang an der Hochschule einzurichten, hatte Jaroslaw Dobkowski, der derzeitige Dekan der Fakultät für Rechts- und Verwaltungswissenschaften.

Ein weiterer neuer Studiengang, der ab dem nächsten Semester im Angebot der Allensteiner Hochschule ist, betrifft das Ingenieurwesen in der Logistikbranche, das an der Fakultät für Technische Wissenschaften unterrichtet wird. Das

Studienprogramm steht bereits. Ein großer Teil der Themen bezieht sich auf Management und Qualitätswissenschaften. Neben ingenieurwissenschaftlichen und technischen Fächern wie Transportmaschinen, Automatisierung von Logistikprozessen oder Optimierung von Logistiksystemen werden auch wirtschaftliche Fächer wie Buchhaltung oder Lieferkettenverwaltung angeboten. Der neue Studiengang richtet sich an Schulabgänger mit logistischen Vorkenntnissen, aber auch an Absolventen allgemeinbildender Schulen mit technischer Ausrichtung. Logistikstudiengänge werden bereits an mehreren polnischen Universitäten angeboten, aber sie bereiten die Absolventen hauptsächlich auf das logistische Management vor. Das Ingenieurwesen in der Logistik, so betonen die Allensteiner Professoren, wird den Studenten ingenieurwissenschaftliche, praxisorientierte Kompetenzen vermitteln, was eine einzigartige Lösung im Land darstellt. Konrad Nowak, Prodekan für Bildung an der Fakultät für technische Wissenschaften, unterstrich den Bedarf an einem solchen Studiengang: „Die Logistik entwickelt sich dynamisch. Wir werden nicht mehr von Paketautomaten im Lieferungsbereich überrascht. Wenn wir noch ein wenig warten, wird es zur Normalität, dass Drohnen im Einzelhandel Waren ausliefern. In Kürze werden autonome Lastwagen, die nicht von Menschen, sondern von künstlicher Intelligenz gesteuert werden, auf den Straßen unterwegs sein. In den Lagerhäusern werden die Lagerarbeiter durch Roboter und Automaten ersetzt. Moderne Arbeitsorganisation und Technologie erfordern die Schaffung kompletter Logistiksysteme auf der Grundlage der neuesten technologischen Errungenschaften. Sie müssen von qualifizierten Ingenieuren erstellt und verwaltet werden. Wir wollen solche Ingenieure ausbilden.“ Im bevorstehenden Semester wird die Universität Ermland-Masuren auch einen neuen Studiengang Musikproduktion und Tontechnik anbieten. „Die Idee zur Gründung des Studios liegt fünf Jahre zurück. Man erkannte, dass es für die Entwicklung des Musikinstituts notwendig ist, nach neuen Möglichkeiten und neuen Technologien zu suchen. Es entstand die Idee, ein Tonstudio einzurichten. Im Laufe von fünf Jahren wurde nach und nach eine erstklassige Ausrüstung angeschafft“, so Benedykt Błoński, Dekan der Kunstfakultät. Das Studio besteht aus einem großen Aufnahmerraum, einem Regieraum und einer Gesangskabine, die auch für die Aufnahme von Dialogen genutzt wird. Alle Räume haben eine separate Klimaanlage und sind schallgedämpt. Das neu geschaffene Aufnahmestudio wird auch Künstlern außerhalb der Hochschule zur Verfügung stehen. Das Studio dient bereits Studenten des Musikinstituts. Hier lernen sie, wie man als Tonkünstler und Tontechniker arbeitet. Die Studenten verwenden moderne Instrumente, darunter ein hybrides Klavier, ein Schlagzeug und eine ganze Reihe von virtuellen Instrumenten.

Dawid Kazański/PAZ

Die „Galgen“ sollen entfernt werden



Das schon länger umstrittene Denkmal der sowjetischen Eroberung von Ermland und Masuren auf dem Platz vor dem Marschall- und Woiwodschaftsamt in Allenstein – im Volksmund auch „Galgen“ genannt – könnte bald der Vergangenheit angehören. Es wurde in den Jahren 1949 bis 1953 als Denkmal der „Dankbarkeit“ gegenüber der Roten Armee unter anderem mit Baumaterial vom Tannenbergs-Denkmal bei Hohenstein errichtet und 1993 unter Denkmalschutz gestellt.

Das will Allensteins Stadtpräsident Piotr Grzymowicz jetzt ändern. Auf seinem Facebook-Profil kündigte er am 2. März an, einen Antrag auf Aufhebung des Schutzes für das Denkmal beim Ministerium für Kultur und nationales Erbe einzureichen. Er begründete das mit der russischen Aggression gegen die Ukraine, die „von der zivilisierten Welt, zu der wir gehören, nicht hinzunehmen ist“. Weiter heißt es in dem Post: „Da das heutige, verbrecherische, putinsche Russland sich auf die Tradition der Roten Armee beruft, deren Brutalität die Einwohner der Region Ermland und Masuren im Jahr 1945 erfahren haben, habe ich mich zum Stellen dieses Antrags [...] entschieden.“ Sollte der Schutz für das Denkmal aufgehoben werden, könnte es abgerissen werden. Vor der Entscheidung über das weitere Schicksal des Denkmals werde er aber den Meinungsaustausch mit den Einwohnern Allensteins suchen, kündigte Grzymowicz für diesen Fall an.

Uwe Hahnkamp/PAZ

Ein Park als Erinnerungsort

Ende Januar hatte der Stadtrat von Allenstein der Anbringung von Gedenktafeln zur Erinnerung an den ehemaligen evangelischen Friedhof zwischen den Gleisen der Eisenbahn und der Bahnhofstraße und die dort bestatteten Einwohner zugestimmt. Eingebettet werden sie in einen Park, der dort im Rahmen des Umsteigepunkts Allenstein-Stadtmitte entsteht. Inzwischen sind in einem ersten Schritt die dortigen Garagen fast komplett entfernt worden.

Was lange währt, wird endlich gut: Bereits 2018 stießen Bauarbeiter beim Umbau der Bahnhofstraße zwischen der Polizeikommandantur und dem Haus Kopernikus der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit an den Bahngleisen auf menschliche Überreste. Die Arbeiten wurden unterbrochen und archäologische Forschungen angeordnet. Gefunden wurden im Verlauf der Arbeiten 27 Gräber. „Damals war ich gerade ganz frisch im Amt“, erinnert sich Łukasz Stachelek, der Pastor der evangelisch-augsburgischen Kirche in Allenstein, „ich habe sofort mit dem Stadtpräsidenten Kontakt aufgenommen, weil dort früher ein evangelischer Friedhof war.“ Nach dem ersten Fund beruhigte sich die Lage, bis im Juli 2018 Teilnehmer eines Stadtspaziergangs mit Rafał Bętkowski vom Museum der Moderne in Allenstein an jener Stelle zufällig auf frei liegende Knochen stießen. Wegen der öffentlichen Empörung darüber stellte die Gesellschaft „Świąta Warmia“ einen Antrag auf Eintrag des Friedhofs ins Denkmalregister. Bis November 2018 folgten mehrmonatige Verhandlungen. Es ging um den Umgang mit der Fläche des früheren Friedhofs und den sterblichen Überresten. Im Rahmen der Vereinbarung zwischen der Stadt Allenstein, der Gesellschaft „Świąta Warmia“ und der evangelisch-augsburgischen Gemeinde wurde der Antrag zurückgezogen, den Friedhof als Denkmal einzutragen. Im Gegenzug verpflichtete sich die Stadt zum pfleglichen Umgang mit den Gräbern und sterblichen Überresten sowie zu einem Gedenken an die Bestatteten. „Der Friedhof war 1873 bis 1886 der evangelische Hauptfriedhof, und noch bis 1947 wurden dort insgesamt mehr als 1300 Menschen beerdigt“, erklärt Pastor Stachelek. Doch die Liquidierung des Gräberfelds in den 60er Jahren erfolgte ohne Fingerspitzengefühl. Es wurde oberflächlich eingeebnet, die Grabsteine entfernt, aber „es gibt keinerlei Dokumente zu irgendwelchen Exhumierungen“, so Bętkowski. Er wurde von der AGDM, die die entsprechende Ausschreibung gewonnen hatte, beauftragt, die Namen der dort Beerdigten herauszufinden. Hauptquelle war dabei das Evangelische Zentralarchiv in Berlin. Diese Arbeit war zusammen mit der erwähnten Vereinbarung die Grundlage für die jetzige Konzeption. Laut Andrzej Karwowski von der Stadt Allenstein „wird es eine Grünanlage, einen öffentlichen Park mit einem Erinnerungspavillon geben. An den Wänden finden sich dann Tafeln mit den Inschriften der Namen.“ Die Garagen, die sich auf dem Gelände des früheren Friedhofs befanden, sind bis auf zwei Ausnahmen von der Stadt Allenstein übernommen und inzwischen als erster Schritt des Bauvorhabens abgerissen worden. „Ich denke, es ist ein guter Kompromiss geworden“, freut sich Pastor Stachelek, „dieser Park am Umsteigepunkt Allenstein-Stadtmitte wird nicht nur ein Ort zum Gedenken, sondern auch eine Visitenkarte der Stadt sein.“

Uwe Hahnkamp/PAZ

Bücher für die AGDM



Meine Frau Ingeborg, geb. Grunenberg, früher Hohensteiner Str. 55 in Allenstein, war sehr heimatverbunden. Sie verstarb am 31.10.2020 im 87. Lebensjahr. Ihr letzter Wille war, dass ich dafür Sorge trage, ihren gesamten Bücherbesitz an die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit zu übergeben. Ich habe ihren Wunsch erfüllt, mein Auto vollgepackt und alle Bücher nach Gelsenkirchen gebracht. Leider war der Weitertransport von Gelsenkirchen nach Allenstein nicht möglich, da das Jahrestreffen wegen der Pandemie nicht stattfand und die Mitglieder der AGDM nicht kommen konnten. Bis die Weiterreise der Bücher möglich wird, lagern sie im Heimatmuseum.

Hans-Dieter Lovis

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN
www.agdm.pl, E-Mail: kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990.
Die Geschäftsstelle ist dienstags, donnerstags und freitags von 09.00 bis 12.00 Uhr und mittwochs von 13.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.
Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

Veranstaltungen 2022

04. Juni	Tag der nationalen Minderheiten auf dem Gelände „Osada Kozacka Ataman“, ul. Karnakowa 54
Juni oder August	Sommerferien mit deutscher Sprache
16./17. September	Allensteiner Jahrestreffen in Gelsenkirchen
15. Oktober	Kartoffelfest
13. November	Gedenken zum Volkstrauertag auf dem Ehrenfriedhof
05. Dezember	Adventsfeier für Senioren
10. Dezember	Adventsfeier für Kinder
17. Dezember	Weihnachtsmarkt und Gebäckwettbewerb

Wir gratulieren

zum Geburtstag

- 101 Jahre Marianne Ornazeder, geb. Mucha, früher Kopernikusstr., jetzt 3300 Amstetten, Österreich, Gutenbergstr. 6, am 21.08.2022
- 94 Jahre Hanna Bleck, geb. Parschau, früher Roonstr. 83, jetzt 48249 Dülmen, Brokweg 8, am 14.09.2022
- Sigard Müller, geb. Roensch, früher Roonstr. 14a, jetzt 69151 Neckargemünd, Kurpfalzstr. 24, am 31.08.2022
- 93 Jahre Joachim Hufenbach, früher Schnellerweg 1, jetzt 64289 Darmstadt, Borsdorffstr. 38, am 06.08.2022
- 92 Jahre Hildegard Klomfaß, geb. Steffen, früher Masurensiedlung, Lötzener Str. 19, jetzt 40472 Düsseldorf, Sermer Weg 67, am 01.10.2022
- Christel Becker, geb. Kolberg, früher H.-G.-Str. 17, jetzt 41334 Nettetal, Sassenfelder Kirchweg 85, am 26.12.2022
- 91 Jahre Bruno Mischke, früher Deuthen, jetzt 47918 Tönisvorst, Alter Weg 68, am 27.09.2022
- 90 Jahre Eduard Kalinski, früher Diwitten, jetzt 44894 Bochum, Im Streb 20, am 04.05.2022
- 89 Jahre Antonius Zentek, früher Str. der SA 19, jetzt 19348 Perleberg, Pritzwalker Str. 69, am 21.08.2022
- 85 Jahre Christel Ruhl, geb. Ewert, früher Hohensteiner Str. 72, jetzt 30519 Hannover, Brückstr. 8 am 10.05.2022
- Helmut Zentek, früher Str. der SA 19, jetzt 31535 Neustadt, Max-Planck-Str. 63, am 14.10.2022
- 84 Jahre Dorothea Kalinski, geb. Arendt, früher Diwitten, jetzt 44894 Bochum, Im Streb 20, am 09.04.2022
- 82 Jahre Horst Meier, früher Horst-Wessel-Str. 27, jetzt 67112 Mutterstadt, Thomas-Mann-Str. 14 a, am 15.11.2022

Wir gedenken



Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

- Otto Arendt geb. 21.12.1930, verst. 12.07.2021, zuletzt wohnhaft in 82383 Hohenpeißenberg, Kreuzstr. 12, angezeigt von Sohn Horst Arendt
- Hartmut Ludwig Blechert geb. 24.01.1937, verst. 25.11.2021, früher Kopernikusstr., zuletzt wohnhaft in 55774 Baumholder, Kuselwies 20, angezeigt von Ehefrau Ingeborg Blechert
- Erika Porbadnik geb. 17.01.1928, verst. 15.12.2021, früher Kurfürstenstr. 6 a, zuletzt wohnhaft in 48143 Münster, Cohaus-Vendt-Stift, Krumme Str. 39-40, angezeigt von Nichte Martina Bauchrowitz
- Irmgard Herrmann geb. 06.04.1925, verst. 11.03.2022, früher Schönbrück, zuletzt wohnhaft in 40670 Meerbusch, Hugo-Recken-Str. 16, angezeigt von Nichte Dr. Dr. med. Claudia Bieniek
- Elfriede Meisenburg geb. Czyborra am 09.11.1921, verst. 06.02.2022, früher Deuthen, zuletzt wohnhaft in 42659 Solingen, Talsperrenstr. 4, angezeigt von Tochter Doris Bochnig

Programm 65. Jahrestreffen

am 16. und 17. September 2022 in Gelsenkirchen / Schloss Horst*

FREITAG,
16. SEPTEMBER 2022

16.00 Uhr Hotel St. Petrus
Stadtversammlung

Anschließend
Geselliges Beisammensein

SAMSTAG,
17. SEPTEMBER 2022

10.00 Uhr Propsteikirche
Gottesdienst und Kranzniederlegung an der
Allensteiner Gedenktafel

10.30 bis 12.00 Uhr Heimatmuseum
Unser „Tredank“ lädt zum Besuch ein

13.00 Uhr Schloss Horst
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßung
Vorsitzender der Stadtgemeinschaft

Grußworte
Vertreter der Städte Gelsenkirchen
und Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr
Tanz- und Unterhaltungsmusik

22.00 Uhr
Ende der Veranstaltung

*Turfstr. 21, 45899 Gelsenkirchen

An unsere Mitglieder

Stiftung Allenstein

Die Stiftung Allenstein wurde errichtet, um die Arbeit der Stadtgemeinschaft langfristig fortsetzen zu können. Sie soll auch nach einer späteren Auflösung der Stadtgemeinschaft unsere vordringlichen Satzungsziele, die Unterstützung der deutschen Volksgruppe mit dem Haus Kopernikus in Allenstein und den Erhalt des Allensteiner Heimatmuseums in Gelsenkirchen, sicherstellen.

Erfreulicherweise haben bereits mehrere Allensteiner der Stiftung Beträge von mehr als 500 Euro zugewendet und sich damit einen Platz im Goldenen Buch der Stadt Allenstein gesichert.

Folgende Spender wurden bisher in das Goldene Buch eingetragen:

Hans-Joachim Beuth	Hildegard Klomfaß
Hans-Peter Blasche	Bruno Mischke
Horst Goldau	Gerhard Prengel
Annemarie Günther	Karin Ritter
Eve und Gottfried Hufenbach	Rolf Schieferstein

Spenden

Für die tägliche Arbeit sind wir aber nach wie vor auf Ihre Spenden angewiesen. Nur so ist es möglich, dass alle Allensteiner und Freunde unserer Heimatstadt regelmäßig den Heimatbrief erhalten und die Erinnerung an Allenstein bewahren und weitergeben können. Ebenso ermöglichen Sie damit die Arbeit der Geschäftsstelle und der ehrenamtlichen Mitarbeiter, kurz gesagt, Sie halten die Stadtgemeinschaft am Leben.

Dass wir immer weniger werden, ist uns allen bewusst. Leider nimmt dadurch auch die Zahl der Spender ab. Auf der anderen Seite nehmen die Kosten - z.B. das Porto für die Zusendung unseres Allensteiner Heimatbriefes - zu. Wir würden uns freuen, wenn Sie dies bei Ihrer nächsten Spende berücksichtigen würden.

Einige Kreisgemeinschaften senden ihren Heimatbrief nur noch an diejenigen Mitglieder, die sich für die Zusendung mit einer Spende erkenntlich zeigen. Diesen Weg wollen wir nicht gehen. Wir appellieren aber an alle, die sich bisher unentgeltlich an unserem Heimatbrief erfreuen, ihre Wertschätzung für den Heimatbrief, aber auch für die Arbeit der ehrenamtlich tätigen Redaktion, durch eine Spende zum Ausdruck zu bringen.

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Ausstellungen und Veranstaltungen

- | | |
|---------------------|--|
| 09.04. - 16.10.2022 | Der Elch
Klischee und Wirklichkeit eines Symboltiers |
| 07.05. - 07.08.2022 | Königsberger Rot - Erinnerungsarchäologie
Objektcollagen von Frank Popp (1941-2020) |
| 24.09. - 27.11.2022 | Deutschbaltische Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts,
Gemälde und Zeichnungen aus der Ostdeutschen
Studiensammlung Helmut Scheunchen |
| 04.11. - 06.11.2022 | Museumsmarkt. Tradition trifft Modernes
Kunsthandwerk, Eröffnung am 04.11.2022 |
| 19.11.22 - 26.02.23 | Verschwunden
Orte, die es nicht mehr gibt |
| 10.12.22 - 23.04.23 | Königsberg in den 1930er bis 1940er Jahren
Fotografien des Künstlers Fritz Krauskopf (1882-1945) |

Änderungen vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum mit deutschbaltischer Abteilung

Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg

Öffnungszeiten: Di-So 10-17 Uhr

Tel.: 04131 75 99 5-0, E-Mail: info@ol-lg.de

www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

- 30.04. - 24.07.2022 Burgen im Deutschordensstaat Preußen
Fotodokumentation von Mirosław Garniec, Allenstein
- 30.07. - 27.11.2022 Auf der Pirsch in Heide, Wald und Moor -
die Jagd in Ostpreußen
- 19./20.11.2022 27. Bunter Herbstmarkt
- 10.12.22 - 18.06.23 Auf den Schienen des Fortschritts - Zur Geschichte
der Eisenbahn zwischen Weichsel und Memel

Kabinettausstellungen

- Januar - Juni 2022 40 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen/Bay.
- Juli - Dez. 2022 Die Bismarcktürme in Ostpreußen

Dauerausstellungen in Ostpreußen zur Stadtgeschichte

- | | |
|---------------------------------|--------------------------------|
| Pr. Holland, Schloss | Saalfeld, Stadtverwaltung |
| Lyck, Wasserturm | Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus |
| Lötzen, Festung Boyen | Goldap, Haus der Heimat |
| Johannisburg, Städt. Kulturhaus | Rastenburg, I. Liceum |

Ganzjährig: Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im neuen Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald
Änderungen vorbehalten.

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen

Öffnungszeiten: April bis September Di bis So 10-12 und 13-17 Uhr
 Oktober bis März Di bis So 10-12 und 13-16 Uhr

Tel.: 09141 86 44 0, Fax: 86 44 14, info@kulturzentrum-ostpreussen.de

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

Das Oberland – eine verschwundene Landschaft



PRUSY GÓRNE
zaginiona kraina

OBERLAND
die verschwundene Landschaft

Das Oberland gibt es geographisch nicht mehr. Heute versucht Osterode, zu deutscher Zeit die Hauptstadt des Oberlandes, sich zur Hauptstadt des polnischen West-Masurens zu stilisieren – ein Begriff aus der Touristikbranche.

„1945, nach dem Zweiten Weltkrieg, kamen Siedler aus den polnischen Ostgebieten, Masowien und Kleinpolen in das Oberland. Nun wurde die Landschaft polnisch und katholisch. Damit wurden der oberländische Dialekt und das evangelische Bekenntnis ausgelöscht.“ So beschreibt es der neu vom Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen herausgegebene zeitgeschichtliche Abriss „Oberland – die verschwundene Landschaft“. Ausgehend von der Zeit der Eroberung und Besiedelung des Prußenlandes durch den Deutschen Orden werden Geschichte und Kulturlandschaft dargestellt, die seit 1945 in dieser Form nicht mehr existieren. Damals bekamen die zwischen der Passarge und dem Pregel liegenden Gebiete den Namen „Niederlande“ – den südwestlich davon gelegene Landstrich, der wesentlich höher lag, nannte man „Oberland“, bis zum 18. Jahrhundert auch „Hoggerland“ oder „Hockerland“ (buckeliges oder hügeliges Land). Geographisch war das Oberland ein Teil der Südbaltischen Seenplatte vom Drausensee bis zur Kernsdorfer Höhe. Die Seen haben fluss- oder rinnenartige Gestalt, sind schmal und oftmals von Wäldern eingefasst. Sie zählten bis 1945 neben dem Oberländischen Kanal zu den touristischen Attraktionen der Region.

Nachdem der Deutsche Orden die Prußen 1234 an der Sorge erstmals besiegt hatte, wurde das Land zwischen Elbing, Mohrungen, Osterode und Neidenburg dem Ordensland angeschlossen. Nach der Niederwerfung des Prußenaufstands von 1273 kamen deutsche Kolonisten in das Land. Zwischen 1276 (Riesenburg) und 1350 (Hohenstein) entstanden viele Städte und Siedlungen. Die Blütezeit des Oberlandes lag um 1395, danach folgten zahlreiche Kriege gegen Polen und den Preußischen Bund. Nach dem zweiten Thorner Frieden am 19. Oktober 1466 blieb das „Hockerland“ innerhalb der Grenzen des verkleinerten Restes des Ordensstaates und lag direkt an der neuen Grenze zu Polen.

Mit der Umwandlung des Ordensstaates in das weltliche Herzogtum Preußen 1525 entstanden der samländische, der natangische und der oberländische Kreis. Saalfeld wurde bis zur Auflösung des oberländischen Kreises 1752 dessen Hauptstadt.

Nachdem das Oberland in wechselnden Abständen von Truppen durchzogen wurde, darunter von Schweden, Russen und Franzosen, wurden nach der Niederlage Napoleons im Russlandfeldzug 1815 die Verwaltungsbezirke im Königreich Preußen neu geordnet: die drei neuen Kreise Pr. Holland, Mohrungen und Osterode gehörten nunmehr zu Ostpreußen, Marienwerder, Marienburg und Rosenberg zur Provinz Westpreußen.

Mit der Industrialisierung begann die wirtschaftliche Entwicklung: 1832 entstand die erste befestigte Straße, zwischen 1844 und 1860 wurden der Oberländische Kanal und nach 1880 zahlreiche Eisenbahnstrecken angelegt. Dennoch waren andere Regionen Ostpreußens stärker am Aufschwung beteiligt.

Nach dem Ersten Weltkrieg übernahmen Arbeiter- und Soldatenräte die Macht in den Städten, erst Mitte 1919 konnten Reichswehrtruppen die Ordnung wiederherstellen. Die folgende NS-Herrschaft beeinträchtigte das Religions-, Familien- und Privatleben der Einwohner stark. Lange blieb das Oberland von den Einwirkungen des Zweiten Weltkrieges verschont, noch 1943 kamen Menschen aus den zerbombten Städten Westdeutschlands nach Ostpreußen, bis sich ab Herbst 1944 der Flüchtlingsstrom nach Westen wandte.

Nach Kriegsende wurden wirtschaftlich wertvolle Anlagen in die Sowjetunion abtransportiert, die Zivilverwaltung in polnische Hände übergeben und die Region mit Polen aus den polnischen Ostgebieten besiedelt. Ab September 1945 wurde die deutsche Bevölkerung systematisch über die Oder nach Westen ausgesiedelt.

Das Heft beschreibt ausführlich die Landschaft, die kulturellen Eigenarten, die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung sowie den oberländischen Dialekt und schildert die Entwicklungsgeschichte der Burgen, der Städte, der Kirchen, der Dörfer sowie der Gutshäuser und Schlösser. Es stellt die hausbaulichen Eigenarten der Region vor, darunter das Vorlaubenhaus, und geht auf die Volkskunst wie Holzverarbeitung, Gräberschmuck und Keramikerzeugnisse ein. Abschließend wird – wie eingangs beschrieben – die heutige Situation des ehemaligen Oberlandes dargestellt.

Die 40-seitige Broschüre enthält auf hochwertigem Kunstdruckpapier zahlreiche historische und teilweise bisher unveröffentlichte farbige Abbildungen. Der gesamte Text ist zweisprachig in Polnisch und Deutsch.

Das Heft kann vom Kulturzentrum Ostpreußen Ellingen zum Preis von 6 Euro zuzüglich Porto und Versandkosten bezogen werden.

Manfred E. Fritsche

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum **31. März** bzw. **30. September** per Post an die Geschäftsstelle oder an StadtAllenstein@t-online.de zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

Geburtstage ab 70 Jahre

Zur Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Die Geburtstage von Juli bis Dezember bitte bis zum 31. März und die von Januar bis Juni des folgenden Jahres bis zum 30. September einsenden.

Familienanzeigen, Änderungen der Anschrift

Bitte verwenden Sie für Ihre Anzeige den entsprechenden Vordruck und schreiben Sie bitte möglichst deutlich, um Fehler zu vermeiden.

Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU

IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00

Vordruck für Familienanzeigen

Geburtstag oder Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum	
Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Heutige/Letzte Adresse	
Angezeigt von	

Bitte heraustrennen und einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder
StadtAllenstein@t-online.de

Änderung der Anschrift

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

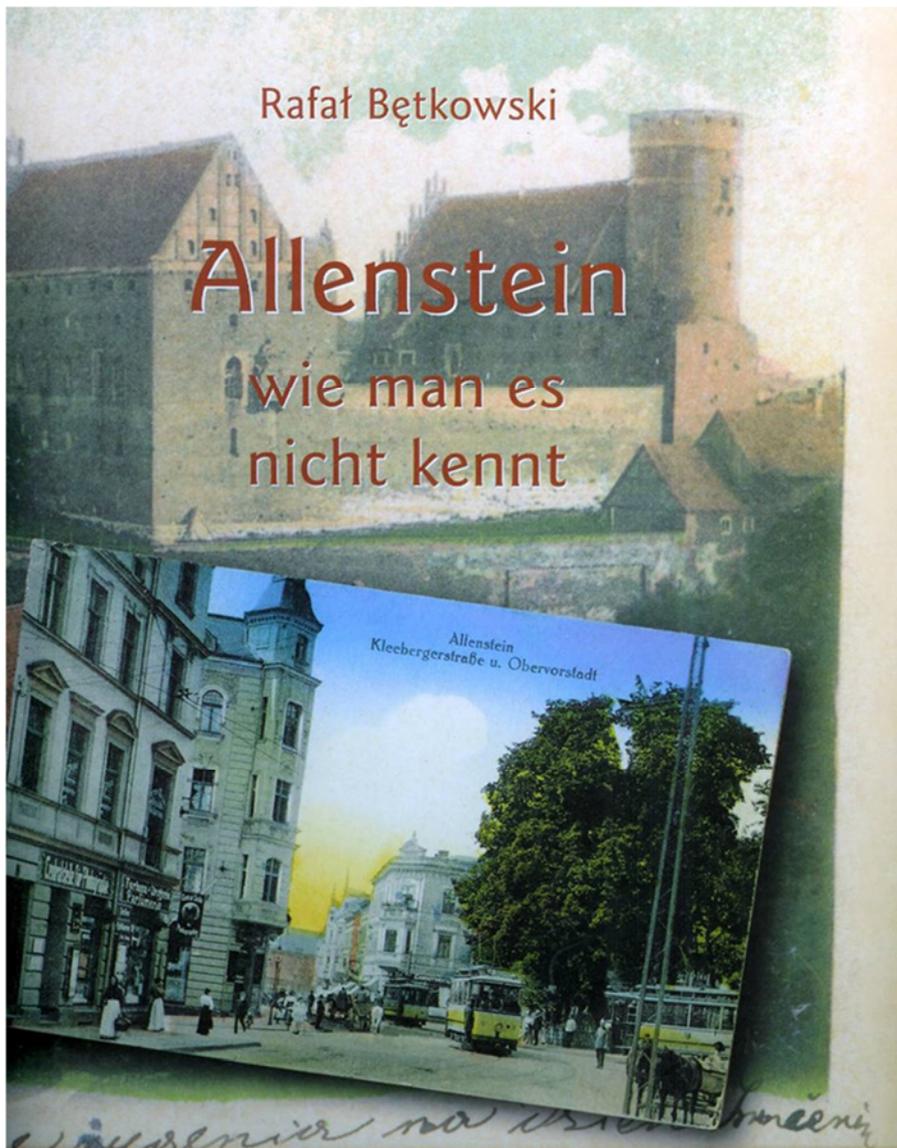
Bitte heraustrennen und einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder
StadtAllenstein@t-online.de

Allenstein heute - zwischen Tag und Traum



72 farbige Aufnahmen, 144 Seiten, Format 23 x 25 cm, Beschreibungen in Deutsch, Polnisch und Englisch.

Allenstein - wie es einmal war



Allenstein in alten Postkarten, 214 Seiten, Format 24 x 34 cm, ausführliche Beschreibungen in deutscher Sprache.

Allenstein - Stadt unserer Jugend

ALLENSTEIN

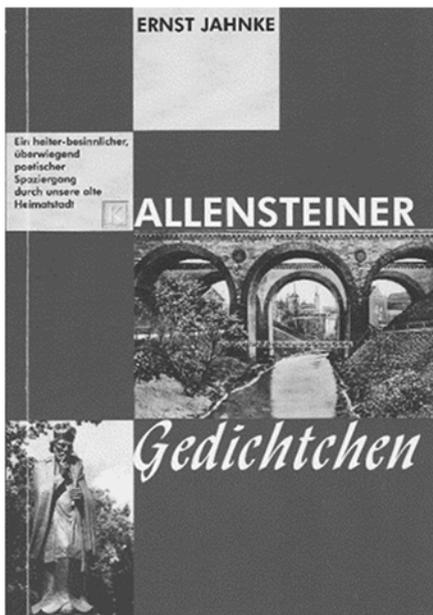


STADT UNSERER JUGEND



 KULTURZENTRUM
OSTPREUSSEN im Deutschordensschloß Eilingen

Ein illustriertes Hörbuch. Allensteiner erzählen über ihre Jugend in der Heimatstadt. Die reich bebilderte Broschüre mit zwei CDs ist ein ganz besonderes Geschenk für alte und junge Allensteiner.



Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch die Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel, einen Stadtplan sowie eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte ergänzt.

Der Verfasser führt uns durch die Stadt seiner Jugend zu seinen Lieblingsplätzen und beschreibt in humorvollen Versen, ergänzt durch Abbildungen, Fotos und kurze Texte, Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten unserer Heimatstadt.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Im Doppelpack sind sie mit einem Nachlass erhältlich.

Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch Allenstein von 1942	2,50
Allensteiner Stadtplan von 1925, schwarz-weiß	1,00
Das Gesamtwerk von H. Bienkowski-Andersson	5,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Allensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Allensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	12,00
Einsame fremde Kinder von Joanna Wankowska-Sobiesiak	15,00
Agathas Schuhe von Joanna Wankowska-Sobiesiak	5,00
Alenstein – wie man es nicht kennt, Bildband von R. Betkowski	25,00
Alenstein – zwischen Tag und Traum, Bildband von M. Wieliczko	20,00
Alenstein – Stadt unserer Jugend, illustriertes Hörbuch	9,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Ostpreußen - Was ist das?	1,00
Als Farbdruck	
Allensteiner Reiseführer	3,00
Allensteiner Stadtwappen als Aufkleber	2,00
Allensteiner Stadtplan von 1913 (50 x 75 cm)	5,00
Allensteiner Stadtplan von 1940 (60 x 50 cm)	4,00
Stadtkarte Alenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Alenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	4,00
Vier Allensteiner Motive, reproduzierte Aquarelle DIN A3, pro St.	1,00
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Bitte senden Sie Ihre Bestellung schriftlich an StadtAlenstein@t-online.de oder Stadtgemeinschaft Alenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen

Impressum

Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V.
Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen
E-Mail: StadtAllenstein@t-online.de
Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim

Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal
Hanna Bleck, Brokweg 8, 48249 Dülmen

Homepage: www.StadtAllenstein.de

Heimatmuseum „Der Treudank“: www.heimatsammlungen.de

Besuchen Sie unser Heimatmuseum auf einem virtuellen Rundgang. Wandern Sie durch die Ausstellung und schauen sich ausgewählte Objekte aus der Nähe an. Lernen Sie besondere Ereignisse in der Geschichte der Stadt oder die Odyssee des Goldenen Buches kennen.

Spendenkonto

Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00, BIC GENODEM1GBU

Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

Auflage

1600 Exemplare

Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim

Lesen Sie die PAZ vier Wochen lang zur Probe!

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

Kritisch, konstruktiv, Klartext für Deutschland.

Bestellen Sie jetzt:

Abo für 1 Jahr (168 € inklusive Versand im Inland).

Fine wertvolle Prämie ist Ihnen sicher!

Die PAZ 4 Wochen kostenlos zur Probe

(endet automatisch).

Preußische Allgemeine Zeitung

Buchtstr. 4 22087 Hamburg

Tel: 040 414008-42

E-Mail: vertrieb@paz.de

Gleich unter 040-41 40 08 42
oder per Fax 040-41 40 08 51 anfordern!

Unsere Prämie
für ein Jahres-Abo!

Preußische Allgemeine Zeitung
Preußen und wir

Preußische Allgemeine Zeitung für Deutschland

Sonnabend, 11. Juni 2022
10 - 17 Uhr CongressPark Wolfsburg

www.ostpreussen.de

Jahrestreffen



der Landsmannschaft Ostpreußen

*Festveranstaltung mit Ansprache des Sprechers,
Fahneeinmarsch, Kulturprogramm u.v.m.*

CongressPark Wolfsburg

Heinrich-Heine-Straße, 38440 Wolfsburg

(Zufahrt über die Straße Klieverhagen)

Bitte beachten: Sichern Sie sich jetzt Ihre Karte zum Preis von 10 € zzgl. Versand im Vorverkauf: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Buchtstraße 4, 22087 Hamburg, Tel.: 040-41 40080, selke@ostpreussen.de. Eintritt nur mit gültiger Karte.

